ALBERT DEIBELE

Die Kapellen in Schwäbisch Gmünd von einst und jetzt

Albert Deibele

Die Kapellen in Schwäbisch Gmünd von einst und jetzt

Sonderdruck aus
St. Leonhard in Schwäbisch Gmünd
und die ihm angeschlossenen Pflegen

Jahresgabe
des
Gmünder Geschichtsvereins

Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd

Satz und Druck: Buchdruckerei Michael Laßleben, Kallmünz über Regensburg

INHALT

Zum Geleit

Als Heft 15 der Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg erschien vor kurzem: „St. Leonhard in Schwäbisch Gmünd und die ihm angeschlossenen Pflegen. Geschichte und Verzeichnis der Urkunden, Akten und Bände mit einem Anhang über die Dreifaltigkeitskapelle, die St. Michaelskapelle und den St. Salvator. 1323 bis zur Gegenwart. Bearbeitet von Albert Deibele mit Beiträgen von Hermann Kissling." Damit sollte vor allem weiteres Schrifttum über Schwäbisch Gmünd erfaßt und zu einem vorläufigen Abschluß geführt werden. Bis jetzt erschienen die Verzeichnisse der Urkunden, Akten und Bände der beiden hiesigen Spitäler zum Hl. Geist und St. Katharina bis zur Gegenwart und das der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd bis 1500 in 2 Bänden. Damit dürfte der umfangreichste und wichtigste Teil der Archivalien über unsere Stadt erfaßt und der Forschung erschlossen sein. Da die Geschichte der einstigen und jetzigen Kapellen unserer Stadt nur wenig bekannt ist, sah ich mich veranlaßt, auch diese aufzuhellen und ausführlich darzustellen, wie dies von mir auch bei den beiden hiesigen Spitäler geschehen ist. Für den gewöhnlichen Leser ist gerade das Geschichtliche der Kapellen das Anziehendste, während die beigegebenen Regesten, die genaue Lagebezeichnung der Archivalien, die Beilagen und Register eigentlich nur den Forscher beschäftigen. Ich habe mich daher entschlossen, durch einen Sonderdruck die Geschichte der „Kapellen in Schwäbisch Gmünd von einst und jetzt" weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dozent Professor Hermann Kissling hatte die Freundlichkeit, einige kunstwissenschaftliche Abschnitte beizufügen, wofür ich ihm herzlich danke. Mein besonderer Dank gebührt aber dem 1942 verstorbenen Stadtpfarrer Rudolf Weser, der in seinem schriftlichen Nachlaß sehr viel wertvollsten Stoff zu meiner Arbeit geliefert hat.

Daß die Hinweise, namentlich die Angaben der Regestennummern und der Jahresrechnungen, in diesem Sonderdruck eigentlich in der Luft hängen, muß hingenommen werden. Wer sich eingehender mit den hiesigen Kapellen befassen will, kann das Hauptwerk jederzeit im Stadtarchiv oder in den größeren deutschen wissenschaftlichen Büchereien einsehen. In dem Hauptwerke befinden sich im Anhang eine Reihe von Registern über die im ganzen Bande genannten Orte, Personen, Stände und Sachen, die für die Familienforschung wichtig, aber im Sonderdruck weggelassen worden sind. In diesen wurden nur 2 Verzeichnisse von Orten und Personen aufgenommen, die sich ausschließlich auf den geschichtlichen Teil beziehen. Die dem Hauptwerk beigegebenen Bilder wurden auch in dem Sonderdruck aufgenommen.

Möge der reichlich mitgeteilte Stoff aus dem Kulturleben unserer Stadt hier und auswärts eine wohlwollende Aufnahme finden; denn Schwäbisch Gmünd gehört in kultureller Bedeutung zu den Städten in Württemberg, die an erster Stelle genannt werden müssen.

Albert Deibele

Abkürzungen

Bm.	=	Bürgermeister
G.	=	Gmünd
JR.	=	Jahresrechnung
KDek.	=	Kath. Dekanatamt
KP.	=	Kath. Kirchenpflege
MPG.	=	Münsterpfarramt Gmünd
O/Stm.	=	Oberstättmeister
Reg.	=	Regeste (Kurze Inhaltsangabe eines Schriftstücks)
SpA.	=	Spitalarchiv
StA.	=	Stadtarchiv
StAL.	=	Staatsarchiv Ludwigsburg
Stm.	=	Stättmeister

Erklärungen

Geldwährung

Die Kaufkraft des Geldes schwankte im Laufe der Jahrhunderte, so daß nur durch Vergleich mit den Preisen der Verbrauchsgüter oder mit den Arbeitslöhnen sich ein ungefährer Geldwert feststellen läßt. Die gebräuchlichsten Geldsorten waren bei uns:

fl	=	der Gulden
fl rh	=	der rheinische Gulden
℔	=	das Pfund
ß	=	der Schilling
1/4 fl	=	1 Ort
kr	=	der Kreuzer
h	=	der Heller
Pf	=	der Pfennig

1 fl	=	60 kr
1 kr	=	etwa 3 Pfennig
1 ℔	=	12 ß
1 ß	=	20 h
1 Pf	=	2 h, später = 1 h

Gmünder Hohlmaße

M.	=	Malter
V.	=	Viertel
I.	=	Imi

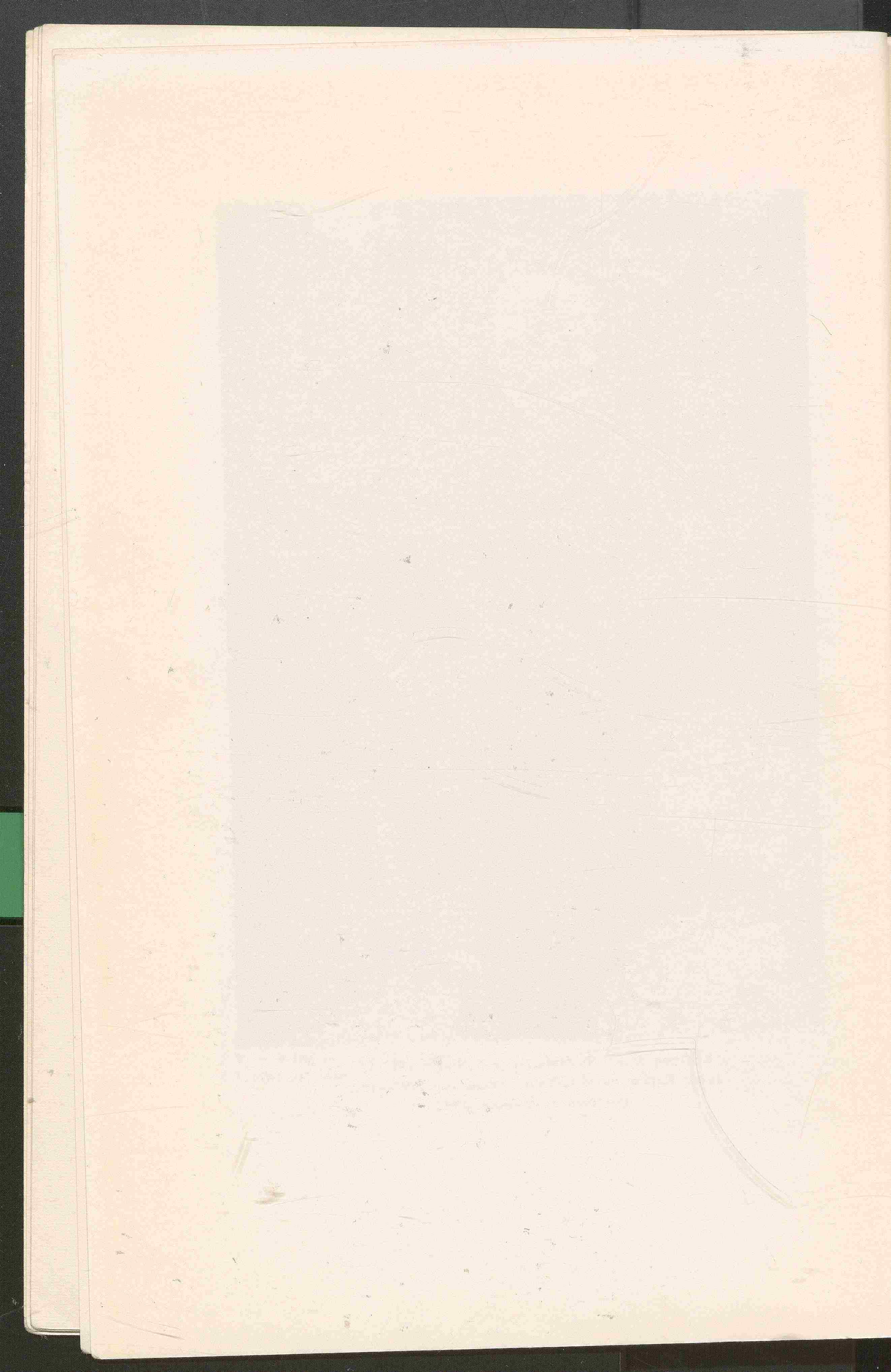
1 M. (bei Brotgetreide) = 18 V. = 72 I. = etwa 410 Liter
1 V. = 4 Imi = etwa 22,7 Liter
1 I. etwa 5,7 Liter

Gmünder Flächenmaße

Tagwerk bei Wiesen	=	Tw. = 32,6 a
Morgen	=	Tw.
Jauchert bei Äckern und Wäldern	=	49,7 a



Rudolph Weser, Stadtpfarrer in Söflingen 1912/32
zuvor Kaplan in Schwäbisch Gmünd von 1897—1912
gestorben in Straßdorf 1942



A. Geschichte der Kapellen und deren Pflegen

Überall im Lande finden sich innerhalb und außerhalb der Gemeinden größere und kleinere Kapellen, teilweise mit Kaplanei- und Mesnerhäusern. Viele sind allerdings im Laufe der Jahrhunderte eingegangen, und oft erinnern nur noch alte Flurnamen oder vergilbte Schriften an sie. Bei den meisten von ihnen verliert sich der Ursprung in einem Gestrüpp von Sage, Legende und Dichtung, ohne daß genaue Zeiten zu ermitteln wären. Das liegt in der Art ihres Entstehens, der sich oft folgendermaßen vollzog:

An einem besonders schönen Platze, auf luftiger Höhe, an einer Quelle, im Walde, unter einer Baumgruppe, an viel begangenen Wegen oder an Unglücksstätten wurden Kreuze oder Bildstöcke errichtet. Es entsprach dem frommen Sinn des Mittelalters, das Gedenken an die himmlischen Mächte zu jeder Tages- und Nachtzeit, an allen Ecken und Enden wachzuhalten. Man lebte inmitten einer auf das Jenseits ausgerichteten Welt, in welche auch höllische Spukgestalten hineingriffen, welche die Menschen ängstigten. Ein jeder war sich seiner Sündhaftigkeit bewußt und suchte durch Gebete, Wallfahrten und fromme Stiftungen Verzeihung seiner Schuld und Rettung vor der ewigen Verdammnis. Wer diese Gedankengänge nicht versteht, wird den mittelalterlichen Menschen nie begreifen. Dieser tief verwurzelten Gefühlswelt entsprangen auch die vielen religiösen Mahnmale, die allerorts errichtet wurden. Es war eine eigentümliche Zeit: auf der einen Seite überquellende Sinnesfreude, auf der anderen zerknirschtes Sündenbewußtsein. Bei den kleinen Heiligtümern stand oft ein Opferstock, und es war selbstverständlich, daß die gefallenen Gaben wieder für religiöse Zwecke verwendet wurden. So schreibt der Magistrat zu Gmünd in einer Stiftungsurkunde 1354: Daneben haben wir angesehen, daß man Kirchenalmosen wieder in der Kirche Nutzen verwenden soll, usw.

Bei vielen Heiligtümern fielen die Opfer überaus reichlich, besonders wenn von außergewöhnlichen Gebetserhörungen oder gar Wundern berichtet wurde. Dann war es oft möglich, an der Stelle eines Bildstocks oder Kreuzes eine Kapelle zu erbauen, diese mit Meßstiftungen zu begaben, ja sogar einen eigenen Geistlichen samt Mesner anzustellen. Für die Pilger sorgte gewöhnlich ein Gasthaus, in welchem auch Wahlfahrtsandenken und Kerzen gekauft werden konnten. Am Tage der Kirchweihe oder des Kapellenheiligen entwickelte sich um die Kapelle oft ein jahrmarktähnliches Treiben, das sich teilweise bis heute erhalten hat. Für die Vermögensverwaltung dieser Kapellen wurden fast ausnahmslos eigene Pflegen errichtet. Die meisten von ihnen wurden in den Stürmen der Reformation und Säkularisation entweder aufgehoben oder mit den Pfarrkirchenpflegen vereinigt. Dasselbe Schicksal erlitt meistens der Rest von ihnen im 19. und 20. Jahrhundert, so daß es heute nur noch wenige völlig selbständige Kapellenpflegen gibt.

Auch auf Gmünder Markung standen innerhalb und außerhalb der Stadt eine Anzahl viel besuchter Kapellen, von deren Anfang wenig schriftliche Zeugnisse vorliegen. Einige von ihnen hatten eigene Kapläne; alle aber bildeten eigene

Pflegen, deren Vermögen zur Besoldung des Geistlichen und Mesners, zur Unterhaltung der Gebäude und zur Bestreitung der Kosten für die Gottesdienste bestimmt war. Mit fortschreitender Geldentwertung und dem Stocken neuer Stiftungen reichten die Einnahmen mancher Pflegen zur Erfüllung ihrer Aufgaben nicht mehr aus. Daher wurde eine Anzahl von ihnen mit der bedeutendsten, der Leonhardspflege, zusammengelegt, so diejenigen von Unseres-Herrgotts-Ruhe, St. Georg, St. Nikolaus, St. Veit, St. Theobald, St. Margaretha, später auch von St. Josef. Auch die kleine Riesenkapelle wurde St. Leonhard unterstellt. Das Stiftungsvermögen wurde den Pflegen zwar belassen; aber manche Kaplaneien konnten zeitweilig oder überhaupt nicht mehr besetzt werden. Ihre Bezüge wurden zusammengelegt und mit ihnen wenigstens noch einige Kapläne besoldet, die dann die Verpflichtung der aufgelassenen Kaplaneien nach Möglichkeit zu erfüllen hatten. So blieb es bis zu Errichtung des Kollegialstiftes 1762, wo aus den 26 meist kleinen Gmünder Pflegen 9 Kanonikate mit Einschluß des Stiftsdekanats gebildet wurden. 1803 wurde unter der württembergischen Regierung das Kanonikatstift aufgehoben, das Vermögen von 6 Pflegen, darunter das der Leonhardspflege, der neu errichteten Armenpflege überwiesen und das Kirchenwesen vollständig neu geordnet. Im folgenden sollen die einzelnen Pflegen getrennt behandelt werden.

I. Kapellen und Pflegen, die St. Leonhard unterstellt waren

1. St. Leonhard

a) Der hl. Leonhard und seine Verehrung

Die bedeutendste der kleineren Gmünder Pflegen war St. Leonhard. Der Name läßt schon auf ein hohes Alter schließen. Neben Johannes (in der Stadt) war kein Vorname in der ganzen Umgebung häufiger als Leonhard, Lienhard, Lierdt, Lierd und ähnlich. Die Legende meldet von diesem Heiligen: St. Leonhard stammte aus einem vornehmen fränkischen Geschlecht und ließ sich mit dem Frankenkönig Chlodwig nach der Schlacht von Zülpich 496 von Bischof Remigius von Reims taufen. Bald verließ er das Hofleben und zog sich in ein Kloster bei Orléans zurück. Dann durchwanderte er predigend ganz Mittelfrankreich, um die Bewohner für das Christentum zu gewinnen. Auf der Höhe seines Lebens gründete er das Kloster Noblac bei Limoges, wo er sich besonders der Gefangenen annahm. Die unruhigen kriegerischen Zeiten gaben ihm hiezu reiche Gelegenheit. Durch seine vornehme Geburt, seine einflußreichen Beziehungen und den Adel seiner Gesinnung hatten seine Bemühungen große Erfolge. So kam es, daß er allenthalben während seines Lebens und nach seinem Tode von den Gefangenen als ihr Patron verehrt wurde. Es gibt kaum ein Bild von ihm, das ihn nicht mit Ketten beladen darstellt. Als Abt seines Klosters nahm er sich besonders auch der Landwirtschaft und des unterdrückten Bauernstandes an. So wurde er ein viel verehrter Bauernheiliger. Besonders bei kranken Pferden wandte man sich um Hilfe an ihn. An seinem Festtage war es vielerorts üblich, die Leonhardskirchen und — kapellen zu umreiten (Leonhardsritte). Manche ihm geweihte Kapellen (Laupheim, Tolbath bei Donauwörth) sind mit dicken Ketten umfangen, die aus den Hufeisen gefallener Pferde oder aus Opfergaben geschmiedet sein sollen. Viel seltener, wie hier in

Gmünd, tritt er als Patron der Armenseelen auf, die in der Gefangenschaft des Fegfeuers schmachten. Der Grund mag hier darin liegen, daß die Leonhardskapelle zugleich Friedhofskapelle ist. Nach der Legende starb St. Leonhard am 6. November 559 hochbetagt in seinem Kloster.

Die Verehrung des Heiligen beschränkte sich zunächst auf den Umkreis seines Begräbnisortes, breitete sich aber um das Jahr 1 000 über ganz Frankreich aus. Die Kreuzzüge machten den Heiligen auch außerhalb Frankreichs bekannt, namentlich in Süddeutschland. Besonders die Kreuzfahrer erkoren sich den Heiligen zu ihrem Schutzpatron. An allen Straßen, welche die Heere zogen, erhoben sich ihm zu Ehren Kirchen und Kapellen. Kreuzfahrer, welche in türkische Gefangenschaft geraten waren, machten das Gelübde, im Falle ihrer Befreiung ihre Ketten an seinem Grabe zu opfern. Dieser Brauch wurde bald auf andere Leonhardskirchen ausgedehnt. Bezeichnend ist, daß die Opfergaben in den Leonardskapellen noch lange in Eisen bestanden, waren es nun Figuren oder Eisenstücke in Schienenform mit einem Gewichte von etwa 5 kg. Der Bruder (Mesner) an der hiesigen St. Leonhardskapelle schwört 1452, daß er, was nach St. Leonhard „geuelt (gefällt = geopfert), es seyen ysen (Eisen), wachß oder anderes" getreulich versorge, daß nichts verloren gehe".

In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts kam die Verehrung des Heiligen als Schutzherr des Viehes auf, die in Süddeutschland ein unvorstellbares Ausmaß annahm.

b) Aus der ersten Zeit von St. Leonhard

Über die Gründung von St. Leonhard schweigt das Schrifttum. Bm. Schedel meldet Dezember 1802 in seinem Bericht an die württembergische Regierung kurz: „Der Ursprung dieser Pflege ist unbekannt". Das älteste Stück der heutigen Kapelle ist ein schwerfällig gearbeiteter Opferstock, St. Leonhard in Ordenstracht und Kette darstellend. Das Werk dürfte dem frühen 14. Jahrhundert angehören. Leider wurde es in vergangener Zeit namentlich am Kopf überarbeitet, so daß eine Altersbestimmung schwierig ist. Vielleicht bildete dieser Opferstock den Ausgang für St. Leonhard. Er könnte auf dem Platz der heutigen Kapelle gestanden haben und zwar in einem überdachten Raum. Das läßt die noch sehr gute Erhaltung schließen und die Art, wie die Öffnung für die Opfergaben angebracht ist. An diesem Platze führte die Straße nach Mutlangen, Herlikofen und deren Hinterland vorbei, wie auch die von Aalen und der Weg zum Galgen. Der große Fassungsraum des Opferstocks beweist, daß man mit reichen Gaben oder Naturalien gerechnet hat.

Eine Wende brachten die folgenden Jahre. Kurz nach 1300 wurde mit dem Bau des Münsters begonnen. Damals besaß die Stadt, abgesehen von den kleinen Begräbnisplätzen bei den Klöstern, zwei Friedhöfe, den einen um die Johanniskirche, den anderen um die alte Pfarrkirche. Zweifellos ging durch den Riesenbau des Münsters ein großer Teil des letzteren verloren. Nur noch zwei schmale Streifen entlang der West- und Südseite blieben übrig. Ersatz war also dringend nötig. Man wählte dazu den Platz im Osten der Stadt, auf welchem die Bildsäule oder schon eine Kapelle des heiligen Leonhard stand. Ein Friedhof ohne Gotteshaus war aber in jener Zeit undenkbar. Zwischen 1330 und 1340 mag mit dem Bau der Kapelle begonnen worden sein. Sie erhielt nach dem alten Bildstock den Namen Leonhardskapelle. Die Mittel zum Bau lieferten die reichlich fließenden

Opfer, die von eigenen Pflegern verwaltet wurden. Bereits 1345 sind solche erwähnt. (Reg. 1) Der Bau muß rasch erstellt worden sein; denn schon 1345 stifteten Schultheiß, Bm. und Rat aus dem Opfergeld, wie sie selbst bezeugen, eine Messe auf den obersten Altar im Chor. (Reg. 4).

Die Angaben des Schrifttums werden durch den Bau unterstützt. Er ist in seiner Anlage noch ganz erhalten, wenn er auch später in barocke Formen übergeführt worden ist. Eindeutig gehört er der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Aus dieser Zeit stammen noch die gotischen Streben am Chor. Die spitzbogigen Fenster sind sämtlich noch erkennbar. Auch das prächtige Kreuz über dem westlichen Ende des Dachfirstes dürfte dasselbe Alter haben.

Besonders aufschlußreich ist ein stark beschädigtes riesiges Maßwerkfenster, das die ganze Westfront beherrschte. Heute ist es nur noch von der Mesnerwohnung aus zugänglich. Die Reste des Maßwerkes und die teilweise noch gut erhaltene Leibung lassen vermuten, daß wir es bei St. Leonhard mit einem Parlerbau zu tun haben. Dies ist naheliegend, da die Parler eben am Bau des Münsters arbeiteten und sich wohl kaum von einem fremden Baumeister hätten verdrängen lassen. (Auf dieses Fenster machte zuerst Albert Fischer in Gmünd aufmerksam.) Auch einige Bildwerke aus dieser Zeit sind noch vorhanden, so eine sehr schöne Madonna mit Kind über dem Südeingang und ein heiliger Leonhard an der Außenseite eines vermauerten Chorfensters.

So stand also der Bau wohl schon 1340 fertig da. Eine Friedhofkapelle liegt begreiflicherweise dem Herzen der Bevölkerung besonders nahe. Deshalb flossen die Opfergaben von Anfang an sehr reichlich; denn was man gab, schenkte man den Toten. Ihnen noch im Jenseits zu helfen war der größte Wunsch der Spender. So wurde St. Leonhard hier besonders der Patron der Toten. Wie er unzähligen Gefangenen zur Freiheit verholfen hatte, sollten durch seine Fürbitte auch die Kerkerwände des Fegfeuers sich öffnen und den Armen Seelen den Weg in die ewige Heimat frei machen. Im selben Sinne wurde auch St. Florian, der Nebenpatron der Kapelle, verehrt. Es war der Heilige, der bei Feuersbrünsten half, der nun auch den Armen Seelen in ihren Feuersqualen hilfreich beispringen sollte.

Die Spender der Opfergaben machten sich wohl meist wenig Gedanken über die Verwendung der Gelder. Sie waren eben St. Leonhard geschenkt zum Heile ihrer und der Seelen der Verstorbenen. Die Pfleger aber mußten sich über die Verwendung der angesammelten Kapitalien klare Ziele setzen. Als Zweck der Leonhardspflege bezeichnet Bm. Schedel in seinem schon erwähnten Bericht an die württembergische Regierung 1802: „Die Aufgabe der Leonhardspflege ist die der Pflege angehörenden Gebäude in Bau und Stand zu erhalten, Kirchenfordernisse wie Paramente anzuschaffen und die Besoldungen der Geistlichen und Kirchendiener zu bestreiten“. Als Arbeitsbereich sind die vorn schon genannten Kapellen mit ihren Nebengebäuden angeführt. Die Entwicklung der Leonhardspflege und die immer wieder auftretenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Stadt haben aber dazu geführt, daß die Gelder vielfach zu anderen Zwecken verwendet wurden, als für die sie bestimmt waren.

c) St. Leonhard kommt zu Vermögen und erwirbt Güter

(Siehe Beilagen 1 bis 8!)

Der Ursprung von St. Leonhard vollzog sich ganz anders als derjenige der beiden hiesigen Spitäler. Diese hatten einen bestimmten Personenkreis zu be-

treuen, das Heilig-Geist-Spital hauptsächlich die älteren Bürger, St. Katharina die Aussätzigen. Dazu gehörten bedeutende Einkünfte. Bei St. Katharina, das einer seuchenpolizeilichen Notwendigkeit entsprang, läßt sich ein genügend großes Stiftungsgut nachweisen. (s. Deibele, das Katharinenspital zu den Sondersiechen!) Das Heilig-Geist-Spital war, sobald es seit etwa 1320 Bürgerspital geworden war, schnell zu großen Reichtum gelangt. All dieses fällt bei den nun zu behandelnden Pflegen weg. Es sind Stiftungen ohne zwingende Ziele, ohne große Aufgaben, entsprungen dem tief verwurzelten religiösen Gefühl des Mittelalters. Nur bei St. Leonhard lag eine gewisse Notwendigkeit vor, weil durch den Münsterbau die Anlage eines neuen Friedhofs erforderlich wurde. Die gefallenen Opfer bildeten das Grundkapital für die Kapelle und die Einrichtung des Gottesdienstes. Anlage und Unterhaltung des Friedhofs war Aufgabe der bürgerlichen Gemeinde. Aus den vielen Zuwendungen konnte St. Leonhard nicht nur seine Aufgaben spielend lösen, sondern bald mit seinem Vermögen ihm fremde Aufgaben übernehmen. Zur Verwaltung des Gotteshauses und der reichlich fließenden Opfer stellten Bm. und Rat 2 Pfleger auf; die Opferpflege aber behielten sie sich selbst vor. Schon 1345 konnten Walter Kurtz d. Ä. und Hermann Bömykirch an Konrad Vetzbrey 20 ℔ h, etwa 14 fl, ausleihen. (Reg. 1). Kurz darauf war man imstande aus den Opfergaben 2 Kaplaneien, die Leonhardskaplanei und die Kaplanei U. L. Frauen zu errichten. Die Opfer reichten sogar aus, um in rascher Folge eine stattliche Anzahl von Zinsen und Gülten sowohl für die Kaplaneien, wie auch für die allgemeine Pflege zu erwerben. Bis 1419 ist der Erwerb folgender Zinse, Gülten und Güter verzeichnet:

1361 September 7:	2 ℔ h Zins aus 34 ℔ Hauptgut (Reg. 6).
1368 April 18:	1 ℔ 5 ß h Gült aus 18 ℔ (Reg. 7).
1370 Juni 8:	2 ℔ h Zins aus 45 ℔ h (Reg. 8).
1371 April 17:	1 ℔ h aus 20 ℔ h (Reg. 9).
1371 Mai 30:	1 ℔ h Zins aus 22 ℔ h (Reg. 10).
1384 März 22:	ein Hauskauf um 26 ℔ h. (Reg. 12).
1392 Oktober 16:	21 ß h aus 16 ℔ h (Reg. 13).
1394 Dezember 4:	10 ß h und 1 Huhn aus 8 ℔ h (Reg. 14).
1402 März 6:	16 ß aus einer Fleischbank um 15 fl (Reg. 15).
1410 März 12:	36 ß h aus einer Wiese (Reg. 16).
1413 Februar 14:	Erwerb einer Sölde zu Lautern um 13 fl rh. (Reg. 17 und 18).
1414 April 4:	16 ß h aus einer Fleischbank (Reg. 20).
1414 Mai 28:	aus einer Fleischbank 1 ℔ h (Reg. 21).

Wie rasch das Vermögen anwuchs, lassen die beiden Pergamenthefte erkennen, das eine von 1415 im StAL. Nr. 1948, das andere im Germanischen Museum in Nürnberg unter „Geistliche Korpora, Reichsstadt Gmünd" kurz nach 1400. Sie befassen sich allerdings nur mit den Kaplaneien von St. Leonhard. Im 1. Hefte sind für die beiden Kaplaneien in St. Leonhard nicht weniger als 126 Posten für Zinsen und Gülten aufgeführt, dazu noch eine Sölde zu Lautern. Über die Einkünfte der allgemeinen Leonhardspflege fehlen solche alte Urkunden. Doch lassen die Erwerbungen erkennen, daß sowohl die Kaplaneien wie auch die Leonhardspflege bemüht waren, sich Lehensgüter zu erwerben. So kauft St. Leonhard 1420 von Claus Mader in G. 1 Tw. Wiese um 60 fl und gibt sie wiederum als Erblehen aus, im selben Jahre eine Wiese zu Bettringen, 1435 in Gütlein zu Brainkofen um

18 fl rh, 1427 ein Gut zu Beuren um 70 fl rh, 1429 einen Garten zu G. um 6½ fl rh, 1433 wiederum ein Gut zu Beuren um 105 fl, 1438 die Beutenmühle um 110 fl, 1440 eine Hube zu Beuren um 105 fl rh. (s. die betr. Regesten!)

Bei der Leonhardspflege setzen die Rechnungen viel später als bei den Kaplaneien ein. Die älteste Pflegrechnung von 1606 läßt folgendes erkennen. (Die Beträge sind auf volle fl auf- und abgerundet).

Einnahmen

Zinsen in der Stadt (143 Posten)	288 fl
Zinsen außerhalb der Stadt (20 Posten)	28 fl
Opfergeld auf den Tisch gefallen	12 fl
Opfer aus den Stöcken	31 fl
Sonstige Einnahmen	121 fl
Zusammen	481 fl
Rezeß (Übertrag aus dem letzten Jahr)	3775 fl
Insgesamt	4256 fl

Ausgaben

Zusammen	404 fl
Vermögen (Rezeß)	3852 fl
Davon sind verzinslich angelegt	3640 fl
Bares Geld	212 fl
Zusammen wiederum	3852 fl

1700 ergiebt die Rechnung:

Einnahmen

Zinsen aus dem Stättmeisteramt	367 fl
Zinsen aus dem Spital	57 fl
Zinsen (155 Posten) aus Kapitalien in der Stadt	297 fl
Hellergelder auf dem Land	24 fl
Opfer auf den Tisch	24 fl
Opferstöcke	112 fl
Rückbezahlte Kapitalien	150 fl
Sonstiges	119 fl
Zusammen	1150 fl
Rezeß	21111 fl
Zusammen	22261 fl

Ausgaben

Für Stiftungen und Besoldungen	223 fl
Ausgeliehene Kapitalien	50 fl
Sonstiges	253 fl
Zusammen	526 fl
Vermögen also	21735 fl

Die Ausgaben gliedern sich folgendermaßen:

Stiftungen und Besoldungen

Gotteszell und Heubach wegen Wöllwarth . . . 44 kr
An die 3 Pfleger und den Stadtschreiber wegen
der ferndigen Rechnung je . . . 1 fl = 4 fl
Geheime, Mitpfleger und Stadtschreiber für
Vorlage und Abhör der Rechnung je . 3 fl = 21 fl
Rechnung zu schreiben . . . . 3 fl
Rezeß einschreiben . . . . 45 kr
Almosenknecht . . . . 8 kr
Gehalt des Buchhalters . . . . 5 fl
Competenz des Stadtpfarrers Michael Schleicher
. . . . 100 fl
Kaplan von St. Leonhard . . . . 24 fl
Dem Bruder: Jahreslohn . . . . 9 fl 36 kr
Leiterlohn (Läutelohn) . . . 2 fl
Brennholz . . . . 2 fl
Beim Verkauf einer Wiese . . 7 fl
Alle 3 Jahre einen Mantel . . . -
Kirchenwäsche . . . . . . 2 fl
Pfarrmesner . . . . 52 kr
Almosenknecht für das Einziehen der Gülten usw. 1 fl 30 kr
Mesner von St. Sebald . . . . 44 kr
Mesner bei St. Nikolaus . . . . 1 fl 8 kr
Bruder bei St. Josef . . . . 16 fl
Pfarrmesner für Zieren von St. Veit . . . . 1 fl 8 kr
Mesner von St. Theobald für Kirchenwäsche . . 20 kr
Opferwein . . . 12 kr
Ämter und Vespern 24 kr
Kirchenhüter . . . . 20 kr

Ausgaben für Messen

Für 16 Messen, die jährl. in den der Pflege angeschlossenen Kapellen gelesen werden. Für jede Messe erhält der Geistliche 20 kr, Buchhalter, Kantor und Mesner je 4 kr. . . . = 8 fl 32 kr
Für 19 gestiftete Messen zu St. Leonhard, St. Josef und Unsers-Herren-Ruhe . . . = 10 fl 54 kr
Davon erhält der Geistliche 8 fl 52 kr, der Buchhalter 1 fl 16 kr, der Mesner 46 kr.

Ergibt für Stiftungen und Besoldungen . . . . . . 222 fl 59 kr

Verschiedene Ausgaben („Ausgaben insgemein“.)

Kaplan . . . . 2 fl 31 kr
Pfleger . . . . 72 kr
Mesner . . . . 8 fl 36 kr

Kirchenmeister	7 fl 48 kr
Almosenknecht	1 fl 54 kr
Kornmesser	1 fl
Klöster	32 kr
Ausgeliehene Kapitalien	50 fl
Rückvergütung einer fälschlich erhobenen Abgabe	85 fl
Verluste an Kapitalien und Zinsen	25 fl 43 kr
Aufwand für Gottesdienste	41 fl 7 kr
Handwerker	22 fl 42 kr
Rohstoffe (Steine, Sand, Leinen usw.) . . .	37 fl 45 kr
Künstler (Bildhauer, Maler, Dreher)	7 fl 58 kr
Sonstiges	9 fl 30 kr
Zusammen	303 fl 18 kr

Gesamtausgaben	526 fl 17 kr
Gesamteinnahmen	22261 fl 49 kr
Somit Vermögen	21735 fl 32 kr

Fruchtrechnung

Einnahme	24 M. 1 V.	Ausgabe	$14^1/_2$ M. 1 V.
Rezeß	17 M. 1 V.	Restbestand	$26^1/_2$ M. 7 V.
Zusammen	41 M. 8 V.		= 26 M. 16 V.

Die Fruchtrechnung ändert sich in den folgenden Jahren nicht wesentlich. Weitere Jahresrechnungen siehe Beilagen 3, 3 a, 5, 6, 7, 8.

Vermögensentwicklung von 1700 bis 1802

Eine kleine Übersicht soll die Entwicklung des Vermögens zeigen. E = Einnahme, A = Ausgabe, V = Vermögen, auf volle fl auf- oder abgerundet:

Jahr	E	A	V	Jahr	E	A	V
1702	1 011	617	23 020	1756	2 488	1 064	63 831
1705	1 627	504	25 525	1760	2 217	1 524	65 679
1710	1 230	480	29 124	1765	2 477	1 315	69 375
1715	1 404	459	31 983	1770	2 463	1 595	72 543
1720	1 575	853	33 251	1775	2 407	1 224	78 941
1725	1 904	1 195	36 953	1780	2 354	1 224	80 218
1730	1 566	2 872	36 895	1785	3 290	1 947	85 527
1735	1 695	583	40 419	1790	2 897	1 493	92 403
1740	1 419	962	45 129	1795	3 023	1 572	99 108
1745	1 800	2 644	48 452	1800	2 833	1 910	104 961
1750	1 827	882	56 957	1802	3 023	1 928	107 233

Die Jahresrechnungen geben wenig Einblick in die Erwerbung von Gütern, Sölden und Höfen. Zum Glück hat sich ein Pergamentband vom 24. April 1538 erhalten mit dem Titel: „St. Leonhart Cappell Güter auf dem Land", renoviert und beschrieben durch Hans Breunlin alter Bürgermeister, Hans Bletzger und Endris Holtzwarth ... dermal Pfleger ermelter Capell. In dieser Pergamenthand-

schrift sind angeführt in Heubach und Beuren je 4, in Durlangen 3, in U/Bettringen 2 Güter und in Spraitbach und Hussenhofen je 1 Gut. Zu diesen 15 Gütern kommen noch 12 Wiesen- und Hauszinse. (Beilage 2).

Klarer sehen wir über das Vermögen von St. Leonhard durch den Bericht, den Bm. Ignaz Schedel im Dezember 1802 im Auftrag der württembergischen Regierung verfaßt hat. Schedel führt aus:

1. Vermögen

a) Gebäude: 8 Kapellen und 2 Mesnerhäuser.
b) Eigene Güter: Etwa 3/8 Tw. Baum- und Gemüsegarten zum Mesnerhaus S. Josef gehörig mit einem Mietwert von 11 bis 12 fl jährlich.

2. Rechte und Gerechtigkeiten

a) 11 fällige Hofgüter, die jährlich folgende Gülten liefern:
Dinkel 9 M. 7 V., Roggen 2 M., Haber 12 M., 12 V., 8 fl 39 kr Hellergeld, Käsegeld 32 kr, 6 alte und 11 junge Hühner, 125 Eier.
b) 6 leibfällige Güter, die keine Gülten reichen, sondern 9 fl 41 kr und 7 h Hellergeld und 5 Hennen.
Von diesen 17 Gülten fielen im Durchschnitt der letzten 10 Jahre jährl. 41 fl 1 kr Handlohn und Weglösung.

3. Status aktivus (Vermögenswerte)

a) verzinsliche Kapitalien zu 3% = 30 700 fl		
zu 4% = 45 302 fl 30 kr		
zu 5% = 535 fl		
zu 6% = 100 fl		
		76 637 fl 30 kr
b) ausständige Jahresziele		3 176 fl
c) ausständige Kapitalzinse		25 652 fl 20 kr
d) Ausstände an Bestandgeldern und Grundzinsen		34 fl 48 kr
e) rückständige Hellergelder		42 fl 58 kr
f) unverzinsl. Vorschüsse an Geistliche		582 fl 45 kr
g) Kassenvorrat		352 fl 27 kr
h) Fruchtsausstände und Kastenvorrat		
Dinkel: 8 M. 14 V. zu je 8 fl 5 kr	= 70 fl 57 kr	
Roggen: 2 M. zu je 8 fl 14 kr	= 16 fl 28 kr	
Haber: 15 M. 3 V. 1 Imi zu je 9 fl 30 kr	= 144 fl 16 kr	
		231 fl 41 kr
Zusammen . . . =		106 710 fl 29 kr

4. Status passivus (Schulden)

a) rückst. jährl. Beiträge zur Separatkasse für 1801 und 1802 je 320 fl		640 fl
b) rückst. Backerlohn für die „Spende“		20 fl
	Zusammen	660 fl
Nach Abzug vom Status aktivus verbleiben		106 050 fl 29 kr

Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben im 10 jähr. Durchschn.

	fl	kr
Beständige Einnahmen:		
Grundzinse	2 fl	4 kr
Hellergelder	18 fl	21 kr
Veränderliche Einnahmen:		
Kapitalzinse in der Stadt	2410 fl	5 kr
außer der Stadt	365 fl	40 kr
Güterzinse		45 kr
Opfergeld an Festtagen (auf den Tisch)	25 fl	56 kr
aus Opferstöcken	84 fl	36 kr
gestiftete Gelder	22 fl	24 kr
Bestandgelder und Weglösungen	41 fl	2 kr
Sonstiges	3 fl	
Aus verkauften Früchten		
Dinkel 9 M. 7 V. zu je 8 fl 5 kr	75 fl	51 kr
Roggen 2 M. zu je 8 fl 14 kr	16 fl	28 kr
Haber 12 M. 12 V. z. je 9 fl	120 fl	20 kr
Summe der Einnahmen	3186 fl	32 kr
Veränderliche Ausgaben:		
Stiftungen und Stipendien	31 fl	39 kr
Besoldungen an Geistliche und Kirchendiener	527 fl	18 kr
Paramente und sonst. Kirchenerfordernisse	133 fl	38 kr
Baukosten	147 fl	36 kr
Schulen und Erziehungsanstalten	166 fl	45 kr
Bedürftige und Arme	193 fl	8 kr
Gratifikationen und sonstige Beisteuern	215 fl	5 kr
Verwaltung der Pflegschaft	181 fl	45 kr
Verlust und Abgang	113 fl	51 kr
Sonstiges	67 fl	11 kr
Summe der Ausgaben	1 777 fl	56 kr
Fruchtrechnung		
Ausgabe an Früchten	8 fl	5 kr
Besoldung 1 M. Dinkel	8 fl	5 kr
9 M. 12 V. Haber à 9 fl 30 kr =	91 fl	50 kr
Für die „Spende“ 6 M. Dinkel à 8 fl 5 kr =	48 fl	30 kr
Kastenabgang		
7 V. 1 Imi Dinkel à 8 fl 5 kr	3 fl	22 kr
1 V. Roggen à 8 fl 14 kr		54 kr
10 V. 2 Imi Haber à 9 fl 30 kr	5 fl	32 kr
	158 fl	13 kr
Summe der Ausgaben	1 936 fl	9 kr
Nach Abzug von der Einnahme verbleibt als jährl. Reinertrag	1 250 fl	123 kr

d) Die Kaplaneien zu St. Leonhard

Zu einem Friedhof gehörte im Mittelalter notwendig ein Gotteshaus, in welchem für die Seelenruhe der Verstorbenen gebetet und die hl. Messe gefeiert werden konnte. Stets mußte Weihwasser vorhanden sein, auch sollten sich die wichtigsten Ereignisse des Kirchenjahrs möglichst in der Nähe der Toten abspielen. Die drei Bereiche der Kirche, die Gläubigen auf Erden, die Seelen im Fegfeuer und die Heiligen im Himmel, bildeten im Bewußtsein des mittelalterlichen Menschen noch eine Einheit, wie wir uns dies heute kaum mehr vorstellen können. Schon sehr frühe erfahren wir daher von der Leonhardskaplanei und der Marienkaplanei oder der Pfründe Unser Lieben Frauen.

Von der Gründung der Leonhardspfründe ist nichts bekannt. Erwähnt ist sie erstmals 1382 (Reg. 11). Genau unterrichtet aber sind wir über die Gründung der Marienkaplanei. Sie erfolgte 1354 (Reg. 4) durch die Stadt und zwar aus dem gefallenen Opfergeld. Es heißt dort: „Kirchenalmosen soll wieder in der Kirche Nutzen verwendet werden. Darum hat der Rat von Gmünd St. Leonhards Almosen zur Stiftung einer ewigen Messe auf den obersten Altar im Chor der Leonhardskapelle verwendet". Dies blieb stets im Gedächnis der Gmünder haften. Noch 1707 schreibt Ratskonsulent Eustachius Jeger d. J. in seiner „Periphrasia" S. 96: Den obersten Altar in St. Leonhard hat die Stadt aus den gefallenen Opfern gestiftet.

Die Gründung der Kaplanei wurde als eine rein bürgerliche Angelegenheit aufgefaßt. Bevor man daher zur Tat schritt, sorgte die Stadt dafür, daß ihr das alleinige Eigentum an der Kaplanei sichergestellt war. Am 30. Mai 1354 erhielten Schultheiß, Bürgermeister und Rat zu Gmünd vom Domkapitel Augsburg die Zusicherung (Reg. 3), daß der Stadt für jede freie Pfründe das Präsentationsrecht zustehe. Nur das Bestätigungsrecht behielt sich der Bischof vor. Das war das Mindeste, das man zugestehen mußte. Erst nachdem diese Angelegenheit zugunsten der Stadt entschieden war, stiftete der Rat am 5. Juni 1354 die genannte ewige Messe. Die eng beieinander liegenden Daten- Mai 30 und Juni 5- lassen erkennen, daß die Stadt geradezu auf die Sicherung ihrer Rechtsansprüche auf die Meßpfründe gewartet hatte. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts gelang den kirchlichen Stellen, sich in die Verwaltung von St. Leonhard einzudrängen.

Aus der Kapitalsausleihe 1345 (Reg. 1) und der Stiftung der Kaplanei 1354 läßt sich folgern: 1345 muß das Gotteshaus schon etliche Jahre gestanden haben; denn während der Bauzeit hat kein Bauherr Geld zum Ausleihen. Ferner muß die Kapelle schon 1354 eingerichtet und mit mindestens 2 Altären ausgestattet gewesen sein. Es darf also wohl angenommen werden, daß die Erstellung des neuen Friedhofs und der Kapelle um 1330 erfolgt sein dürfte.

Sofort erhebt sich die Frage: welchen Altar hat die Stadt gestiftet! Die Urkunde vom 5. Juni 1354 spricht vom obersten Altar im Chor. In der Bestätigungsschrift vom gleichen Datum (Reg. 5) nennt das Domkapitel eindeutig den Marienaltar. Nun ergibt sich aber aus allen Urkunden, welche eine genaue Lagebezeichnung der Altäre enthalten, daß der Altar im Chor dem heiligen Leonhard geweiht war. Inhaber der Leonhardsmesse ist 1414 Kaplan Wymar oder Wimmer (Reg. 22). Er ist aber 1382 (Reg. 11) als Sankt Leonhardskaplan bezeichnet auf dem Altar im Chor. 1384 hat er die „o b e r e M e s s e" inne (Reg. 12). Kaplan des Marienaltars aber war 1392 (Reg. 13) Kaplan Glaser. Im Pfründregister 1415 (Reg. 24)

steht Seite 24 deutlich: Einkünfte des Kaplans“ auf Sant Lienhartz Altar im kor in Sant Lienhartz kirchen“. Daneben ist S. 19 ein 2. Altar, der Frauenaltar genannt. Der Widerspruch läßt sich vielleicht folgendermaßen lösen: Die 1. Kaplanei stiftete 1354 der Rat von Gmünd als Marienkaplanei und gab ihr den vornehmsten Platz im Chor. Als kurz darnach die Leonhardsmesse gestiftet wurde (nachweisbar 1382 und 1402, Reg. 11 und 15), hielt man es für angebracht, dem Heiligen der Kirche den Ehrenplatz einzuräumen, und so blieb es.

Betrachtet man die Einkünfte der vom Rat 1354 gestifteten Messe, so ist es auffallend, wie viele vornehme Bürger zu Auflagen verpflichtet sind: die Herren von Adelberg, die Augustiner, die Argenhaß, Bissinger, Imhof, Vetzbrey und Wüstenried. Diese und wohl auch die meisten übrigen, dürften wohl bei St. Leonhard kein zinsbares Kapital aufgenommen haben, sondern sie belasteten ihre Häuser und Grundstücke, um St. Leonhard eine dauernde Rente zu sichern.

Die Gründungsurkunde von 1354 (Reg. 4) zeigt deutlich das Stiftungsgut der Marienkaplanei. Wie sich deren Einkünfte vermehrt haben, und wie es um die Leonhardskaplanei stand, erfahren wir aus zwei alten Pergamentbüchlein, das eine von 1415 (Reg. 23 und 24) das andere (Reg. 27) von 1419 (Beilage 1). Nach diesen besaß die Marienkaplanei zu jener Zeit ein Gut zu Lautern (Reg. 17) und 77 Haus- und Güterzinse, die Leonhardsmesse die Einkünfte aus 48 Häusern und Grundstücken. Das bedeutete für den Frauenaltar 1415 ein Einkommen von 24 ℔ 4 ß 11 h, dazu 10½ Hühner, 5 M. Dinkel aus 4 Gütern zu Brainkofen, Göggingen und Durlangen. Der Leonhardsaltar bezog im selben Jahre 29 ℔ 6 ß h 6½ Hühner und 2 Fuder Holz. Bis 1419 (Reg. 27) hatte sich das Einkommen schon gesteigert, bei der Frauenkaplanei auf 32 ℔ 5 h, 20 Hühner, 4 M. 6 V. Haber, ½ M. Dinkel, bei der Leonhardspfründe auf 38 ℔ 9 h, 5⅓ Hühner und 2 Fuder Holz. 1462 ist im Verzeichnis der vazierenden Pfründen (Reg. 48) für die Leonhardsmesse angeführt: „Einkommen an Geld 24 fl 7 ß, hat keine Korngült, aber ein Haus bei der weißen Rosen“. Das war für die jungen Kaplaneien ein erfreulicher Anfang. Doch ist zu beachten, daß die Inhaber der Kapellenpfründen keine eigentlichen Jahrtagsstiftungen annehmen durften. Dieses Recht stand allein dem Pfarrer zu. Damit versiegte eine ausgiebige Geldquelle. Doch wurde hin und wieder erlaubt, daß Bürger für sich und ihre Angehörigen Jahresmessen stiften durften; auch einzelne Messen durften gelegentlich im Auftrag der Bürger gelesen werden; doch blieb dieser Gebrauch in engen Grenzen. (Über die Einnahmen der Liebfrauen — Kaplanei bei St. Leonhard siehe Beilage 3 a).

Später, soweit die Jahresrechnungen, die 1700 einsetzen, erkennen lassen, erhielt der Kaplan von St. Leonhard von der Pflege ein festes Jahreseinkommen von 24 fl; außerdem standen ihm die Bezüge verschiedener Messen zu, die sich nach der Jahresrechnung von 1702 auf 9 fl 14 kr belaufen (1791 für 34 Messen 14 fl 34 kr) und dazu noch ein Zins von 5 fl aus 100 fl Kapital, zusammen also 38 fl 14 kr. Außerdem erhielt er noch Zuwendungen von der Priesterbruderschaft in unbekannter Höhe. Eustachius Jeger schreibt in seiner „Gamundia Rediviva“ 1707 S. 69: „Es ist zu beachten, daß die Geistlichen neben ihren Besoldungen und Gefällen ein ziemliches Einkommen haben von der Priesterbruderschaft an Zinsen, Gülten usw., dazu Jahrbeträge und Präsenzen, welche sie unter sich verteilen. Sie gehen aber mit ihrer Einkommenspezification nicht aus sich heraus und machen es insgeheim unter sich ab. Es ist anzunehmen, daß sie jährlich 600 bis

800 fl unter sich verteilten". Nimmt man hier zu jener Zeit etwa 10 Geistliche an, so dürfte der Kaplan von St. Leonhard jährlich eine Zulage von 60 bis 80 fl erhalten haben. An einer anderen Stelle der „R e d i v i v a" (S. 81) berechnet Jeger das Einkommen des Kaplans auf dem Marienaltar zu St. Leonhard folgendermaßen:

Vazierende Pfründen (Priesterbruderschaft)	80 fl	
Zinsen aus Häusern und Liegenschaften	36 fl	56 kr
Von der Pflege St. Leonhard	20 fl	
Verschiedene Messen	10 fl	
Mettenpräsenz im Spital	5 fl	44 kr
Zusammen . . .	152 fl	40 kr

Die Leonhardspfründe erhielt nach dem „Register der Vazierenden Pfründe" von 1565 bis 1568 jährlich 60 fl. Da die Leonhardspfründe häufig nicht besetzt und später mit der Jakobuspfründe vereinigt war, läßt sich über ihr Gesamteinkommen kein klares Bild gewinnen. Einen Anhaltspunkt gibt die Steuerliste des Dekanatsamtes Gmünd. Nach dieser bezahlte 1518 die Marienkaplanei nach Augsburg 1 ℔ 7 ß h weniger 4 h, die Leonhardskaplanei mitsamt der St. Jakobmesse 2 fl 4 böhmisch.

Zur Meßpfründe St. Leonhard gehörte ein Kaplaneihaus, das 1462 (Reg. 48) neben der weißen Rose stand. Dafür mußten an die Priesterbruderschaft jährlich 4 ß h bezahlt werden (Lagerb. d. Vaz. Pfründe 1565/68 S. 62 StA. XX). Noch heute gehört dieses Gebäude (Münsterplatz 9) zur Leonhardskaplanei.

Die Leonhardspfründe verschwindet seit dem 30jährigen Krieg fast vollständig. Sie blieb mit der Jakobuspfründe dauernd vereinigt und tritt nicht mehr in den Akten auf. Auch die Marienkaplanei ruhte häufig. 1549 (Reg. 88) ist sie sogar mit der Pfarrei Bargau verbunden. Der Grund liegt vor allem am Mangel von Geistlichen, als Folge der Reformation und des 30jährigen Krieges mit dem schrecklichen Pestjahr 1634/35. 1518 besaß Gmünd 29 Kaplaneien; 1707, als sich die Verhältnisse schon wesentlich gebessert hatten, konnten noch 10 Kaplaneien besetzt werden. Die Marienkaplanei lebte immer wieder auf; doch wird seit etwa 1650 fast nur noch von *dem Kaplan zu St. Leonhard* gesprochen.

Für 1518 und 1523 verzeichnet Jeger in seiner „Rediviva" S. 72 noch „einen Capellanus St. Leonardi „extra chorum" und einen solchen „in choro". 1707 S. 76 spricht er nur noch von 1 Kaplanei zu St. Leonhard, nämlich derjenigen „Sanctissimae Mariae Virginis".

Nach Jeger („Rediviva" S. 89) durften ursprünglich die Geistlichen ihre Güter nicht selber verleihen, sondern nur Bürgermeister und Rat als die Oberpfleger. Erst am 2. Mai 1556 wurde dieses Recht denjenigen Priestern eingeräumt, die mit ihrer Pfründe vom Bürgermeister und Rat belehnt waren. Die Güter waren nach Gmünder Recht durchweg Fall-Lehen, die auf 2 Leibern standen. Von den Bestandgeldern erhielt der Geistliche, der die Pfründen inne hatte, die Hälfte, die andere Hälfte fiel dem Vermögen der Pflege zu. (Reg. 95).

Als man 1762 an der hiesigen Pfarrkirche ein Kollegiatstift gründete, wurde ihm St. Leonhard als 3. Kanonikat unter 9 eingegliedert. Der Kaplan erhielt dabei eine jährliche Zulage von 50 fl.

Eine vollständige Umgestaltung des Kirchenwesens erfolgte 1803 durch die

württembergische Regierung. Das Kollegiatstift wurde aufgehoben und die Zahl der Geistlichen auf 8 vermindert. Das Vermögen der Leonhardspflege wurde mit anderen zur Armenpflege vereinigt. Dem Namen nach blieb die Leonhardskaplanei zwar bestehen, wurde aber der neu gegründeten Kirchen- und Schulpflege eingegliedert. Ihr Inhaber hatte wohl die stiftungsgemäßen Aufgaben zu übernehmen, wurde aber ganz von der Kirchen- und Schulpflege besoldet und hatte sich wie die anderen Kapläne an der Stadtseelsorge und dem Religionsunterricht zu beteiligen. So ist es bis heute geblieben. Die neue Leonhardskaplanei ist also etwas ganz anderes als die frühere.

e) Verpflichtungen der Kapläne in der Leonhardskapelle

Der Stiftungsbrief des Magistrats von 1354 (Reg. 4) spricht nur ganz allgemein von der Stiftung einer „ewigen Messe". In der Urkunde des Domkapitels Augsburg (Reg. 5) vom selben Tag wird die Zustimmung gegeben, daß auf dem Marienaltar der Leonhardskapelle an allen Werktagen Messe gelesen wird. In derselben Urkunde werden dann die weiteren Verpflichtungen dieses Kaplans genau bestimmt. Sie wiederholen sich bei jeder Neubesetzung fast immer wortgetreu. Der Kaplan verpflichtet sich, dem Pfarrer gehorsam zu sein, der Pfarrei nichts zu entziehen, an den 4 Hauptfesten des Herrn und den 4 Unser Frauen, an Fronleichnam, Johannes d. T., Hl. Kreuz, Kirchweihe und Allerseelen zur Mette im Chorröcklein in der Pfarrkirche zu erscheinen und beim Singen und Lesen zu helfen, alle Samstage in der Vesper und sonntags im Fronamte mitzuwirken. Auf Wunsch des Pfarrers hat er bei den Kreuzgängen und Vigilien, oder wenn Not bei Lebenden und Toten eintritt, helfend beizuspringen. Sollte er sich in seinen Verpflichtungen saumselig zeigen oder sich unpriesterlich und unehrlich halten, kann ihn das Domkapitel absetzen. Sollte der Rat Klagen haben, so kann er beim Domkapitel um Untersuchung oder Absetzung einkommen. Dem Kaplan ist untersagt, sich an ein fremdes Gericht zu wenden. Wird die Messe erledigt, soll der Rat innerhalb eines Monats einen neuen Geistlichen wählen. — Niemand als der Rat zu G. hat das Recht der Lehenschaft über die Kaplanei.

Die Verpflichtung von Kaplan Wimmer 1382 ist die älteste, die sich hier erhalten hat. Das Konzil von Trient (1556/63) untersagte den Geistlichen, solche Verpflichtungsurkunden den Gemeinden gegenüber auszustellen, und so wurden diese seit 1594 von den hiesigen Benefiziaten nicht mehr verlangt (Jeger: „Rediviva" S. 71).

Die Verpflichtungen des Marienkaplans änderten sich im Laufe der Jahrhunderte häufig. Zeitweilig, oft auf längere Zeit, war die Kaplanei nicht besetzt, so daß andere Geistliche die stiftungsgemäßen Verpflichtungen mit übernehmen mußten, so z. B. 1548 die Barfüßer (Reg. 87). Dann wieder war die Kaplanei mit anderen Benefizien gekoppelt, 1549 (Reg. 88) sogar mit der Pfarrstelle von Bargau. Trotz allem hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Als ihr Inhaber 1762 gleichzeitig Kanoniker wurde, mußte sich sein kirchlicher Auftrag vollständig ändern. Kanoniker Franz Josef Betz nennt 1798 im „Verzeichnis der Kapitalien und Zinse von St. Leonhard" (KP Bd. 21) als seine Verpflichtungen:

1. Er muß alle Freitage eine Messe lesen, anschließend mit dem Volk 5 Vaterunser, 5 Ave und den Glauben beten und hierauf auf dem Friedhof die üblichen Totengebete verrichten.

2. Alle Monate muß er für die Stifter der Kaplanei eine Messe lesen.
3. Das Jahr über hat er 6 Predigten zu halten und zwar an den 4 Quatembertagen, am Fest St. Leonhard und an Allerheiligen.
4. Außerdem obliegt ihm die Verpflichtung, 29 gestiftete Messen zu lesen und zwar 10 in St. Leonhard, 17 in Unser-Herrgotts-Ruhe, je eine bei St. Georg und St. Veit. Dafür erhält er 12 fl 12 kr.

An St. Leonhards Kirchweihe wird nach der Predigt ein Choralamt gesungen. Anschließend werden die Seelwecken ausgeteilt, von denen der Kaplan 12 Paar und dazu 32 kr erhält. (Verz. d. Kapitalien und Zinse von St. Leonhard 1798 KP. Bd. 21.)

Von den Aufgaben des Kaplans der Leonhardsmesse wissen wir wenig. In der Verpflichtungsurkunde des Kaplans Wimmer 1382 (Reg. 11) ist sein kirchlicher Auftrag kaum berührt; auffallend stark aber wird Gehorsam gegen den Rat gefordert. Die Leonhardsmesse verlor bald ihre Selbständigkeit. Entweder war sie ruhend oder mit anderen Pfründen gekoppelt, so 1580 mit der Helenenpfründe (Reg. 129), dann aber dauernd mit St. Jakob an der Pfarrkirche. Daher wird seit dieser Zeit fast nur noch *von dem* Leonhardskaplan geredet, wobei der Inhaber der Marienkaplanei gemeint ist. Schon 1581 (Reg. 130) wird der Jakobsaltar zu St. Leonhard genannt, und 1612 ist von einem Kaplan des Jakobaltars zu St. Leonhard die Rede (Reg. 146), wobei nur die Kopplung beider Pfründen hervorgehoben werden soll.

Jede der beiden Kaplaneien besaß ihre eigene Ausstattung. 1415 (Reg. 23) sind bei der Marienkaplanei aufgeführt: 2 Zeitbücher, 1 Psalter, 1 Meßbuch, 1 Kelch und 2 Meßgewänder. Im selben Jahre besaß die Leonhardsmesse (Reg. 24) 1 „plau semitis" (blau samtenes) Meßgewand und 1 tägliches, 1 Kelch, 1 Zeitbuch, 1 Buch der Heiligen, 1 Brieffer (Brevier) und 1 bösen (beschädigten) Psalter.

Zur selben Zeit bescheinigte Johannes Melwer, der 1413 als Kaplan auf dem Frauenaltar nachgewiesen ist (Reg. 18), daß zu seiner Kaplanei gehören: 1 Sommer- und Winterteil in 2 Bänden, 1 Psalter. Johannes (wohl Conrad) Bopf, der 1414 die Leonhardsmesse inne hatte, bescheinigte den Besitz folgender Bücher: 1 Sommer- und Winterteil in 1 Band, 1 Complement in Bretter gebunden, 1 kleinen Psalter und 1 großen, der St. Katharina gehört, 1 Brevier in Pergament auch in Bretter gebunden. (Zins- und Giltbuch 1419 S. 28).

f) Das kirchliche Leben in St. Leonhard

Die Gemeinde von St. Leonhard waren die Toten, und ihnen zu helfen war eine Herzensangelegenheit der Gemeinde. Die Armenseelen sollten sich nicht verlassen fühlen, ja sogar am Kirchenjahr teilnehmen. Die Opfergaben fielen sehr reichlich, nicht nur in Geld sondern auch in Schmuck, Eisen, Wachs, Schmalz, Flachs usw. 1796 (Jahresrechn.) wurden die silbernen Opfergaben eingeschmolzen und daraus 123 fl erlöst, dazu kamen noch 154 Lot Feinsilber im Wert von 231 fl und 6 Dukaten Feingold zu 35 fl. Bei aller Frömmigkeit zeigten sich dabei doch auch die menschlichen Schwächen. Gerne wurden die Opferstöcke der Sammelplatz für abgeschätztes Geld. Die Jahresrechnung 1747 verzeichnet den Verlust aus 41 Lot „böses Geld", das in die Opferstöcke gefallen ist, auf 10 fl 15 kr, dazu noch für schlechte Heller 2 fl.

Wie an Wallfahrsorten war es auch in St. Leonhard üblich, bei Gebetserhörun-

gen und Bitten um solche, Figuren aus Wachs (Arme, Beine, Augen usw.) oder Metall, auch Krücken, Stöcke, Fesseln usw. aufzuhängen. Einer Frau Maria König wäre dieses 1614 beinahe übel bekommen. Es war die Zeit der einsetzenden Hexenverfolgungen in unserer Stadt. Als die Frau eine wächserne Zunge in St. Leonhard aufhängte, wurde sie der Hexerei verdächtigt. Sie konnte sich aber hinausreden, indem sie behauptete, sie habe dies nur getan, damit Gott der Allmächtige sie vor falschen Zungen beschütze, und daß ihrer Mutter, die wegen Hexerei eingezogen sei, kein Unrecht geschehe, wie sie solches in der St. Leonhardslegende gelesen habe.

Es ist selbstverständlich, daß die kirchlichen Feiern auf St. Leonhard als Friedhofskapelle Rücksicht nahmen. An Allerseelen zog noch vor wenigen Jahren eine Prozession zum Friedhof, wo im Freien eine Predigt mit Andacht gehalten wurde. Auch die Tage, die allgemein der Buße geweiht waren, wie die Quatembertage, feierte die Gemeinde bei festlichem Gottesdienst draußen bei ihren Toten. Am Markustag bewegte sich die Bittprozession nach St. Leonhard. Auch sie fiel vor wenigen Jahren dem Verkehr zum Opfer, und weil 1546 Gotteszell eingeäschert wurde, zog bis 1555 an Christi Himmel die Öschprozession nach St. Leonhard.

Zur Fastenzeit wurde ein großes Fastentuch aufgehängt, wofür in der Jahresrechnung 1701 für blaue Leinwand, 3 Stänglein und den Maler 8 fl eingesetzt sind. Aber auch an den Freudentagen der Kirche sollten die Toten teilnehmen. An Ostern zierte das Bild des Auferstandenen den Altar. Am Kirchweihfeste flatterte das rote Fähnlein von dem Türmlein von St. Leonhard, und an Weihnachten fehlte die Krippe nicht. Sehr feierlich wurde das Fest des Kirchenpatrons St. Leonhard gestaltet. An diesem Tage zog eine große Prozession zur Kapelle, wonach sich ein festliches Hochamt mit Predigt und Gesang der Musikschüler anschloß. Nicht minder festlich wurde das Fronleichnamsfest und der Tag von St. Florian begangen. Da glich die Kapelle einem kleinen Wald von Maien.

Während die Stiftungen seit der Reformation stark zurückgingen, flossen die Opfergaben nach wie vor reichlich. Sie werden unterschieden in solche, „die auf den Tisch fielen“ (bei Festtagen gespendet wurden) und solche, die sich in den Opferstöcken vorfanden. Da sie ein ungefähres Bild vom Besuch der hiesigen Kapellen abgeben, seien sie auszugsweise aufgeführt, wobei beide Arten von Opfern zusammengefaßt sind.

Es fielen an Opfern

	Leonhard	Georg	Herrgotts-Ruhe	Josef	Margaretha
1700	21 fl 3 kr	2 fl 126 kr	38 fl 50 kr	37 fl 20 kr	27 kr
1729	12 fl 5 kr	4 fl 5 kr	48 fl 3 kr	16 fl 30 kr	1 fl 56 kr
1761	18 fl 30 kr	3 fl 23 kr	58 fl 45 kr	53 fl 3 kr	5 fl 56 kr
1801	11 fl 21 kr	17 kr	27 fl 12 kr	32 fl 47 kr	-

	Nikolaus	Riesen-Kapelle	Theobald	Veit	Zusammen
1700	23 kr	-	1 fl 29 kr	11 fl 15 kr	112 fl 23 kr
1729	15 kr	-	56 kr	22 fl 2 kr	105 fl 52 kr
1761	23 kr	-	2 fl 56 kr	20 fl 18 kr	165 fl 14 kr
1801	-	11 fl 7 kr	2 fl 1 kr	-	84 fl 45 kr

Daraus ergibt sich, daß die beliebtesten Kapellen St. Josef und Heerrgotts-Ruhe waren, während St. Nikolaus, die Margarethenkapelle und St. Georg wenig besucht waren. (St. Nikolaus ist 1801 abgebrochen, St. Veit als Magazin benützt worden).

Bis in unsere Zeit hinein war es üblich, während der Totenmessen an die Armen neben Geld auch Seelwecken zu verteilen. In St. Leonhard finden wir dafür die beiden „Spenden", die an Mittfasten und Allerseelen verteilt wurden. Nach einer alten Stiftung wurden auf jeden dieser Tage 3 M. Dinkel zu weißen und schwarzen Wecken vom Mesner verbacken, der dafür 3 fl erhielt. Jeder Bedürftige durfte sich ein Paar Wecken holen. Reichten diese nicht aus oder waren sie mißraten, wurde jedem als Ersatz $^1/_2$ kr gereicht. Oft meldeten sich über 200 Empfänger. Dem Stadtpfarrer, den 3 Pflegern und dem Kaplan wurden je 12 Paar Wecken gereicht. Der Stadtpfarrer erhielt dazu noch 12, der Kaplan aber 54 kr. Jedem Kloster wurden 6 Paar und 4 kr, den Kapuzinern aber für jede Person 1 Paar Wecken gesandt. Das machte 1800 immerhin eine Ausgabe von 15 fl 12 kr aus.

Es war für jene Zeit selbstverständlich, daß man sich um besondere Ablässe für die Kapelle bemühte. In den Jahresrechnungen sind immer wieder Beträge aufgeführt, die für deren Erneuerung nach Augsburg oder Rom geschickt werden mußten. Reichlich war die Kapelle mit gottesdienstlichen Geräten versorgt. Sie besaß u. a. neben einem Kreuzpartikel auch zwei Monstränzlein. Als diese frisch mit Reliquien gefaßt wurden, bekamen die Seelschwestern für diese Arbeit 56 kr. Die beiden Kirchweihen — es waren ja 2 Kaplaneien — wurden in der Oktav von Ostern und Dreifaltigkeit begangen.

g) Die Mesner

Es scheint, daß nach dem Bau der Kapelle sofort ein eigener Mesner oder Bruder angestellt worden ist, was für die Friedhofkapelle einer größeren Stadt eigentlich selbstverständlich ist. Im „Zins- und Giltbuch" (Germ. Museum) 1419 ist der Eid des Mesners zu St. Leonhard aus dem 15. Jahrhundert eingetragen. Aus ihm erfahren wir, daß der Mesner, wie alle Amtleute der Stadt, jedes Jahr auf St. Jörgentag (23. April) um sein Amt bitten mußte. Er schwört, das Bruderamt getreu zu verwalten, der Stadt und St. Leonhard getreu zu sein, die Kapelle Tag und Nacht zu überwachen und rechtzeitig zu schließen. Die Gezier des Gotteshauses will er gewissenhaft verwalten, und die Opfer, sei es Eisen, Wachs oder anderes, getreulich bewahren. Ihm obliegt es die Schulden (Guthaben), Nutzen, Gülten, Renten und Fälle (Bestandgelder) von St. Leonhard nach Befehl der Pfleger einzuziehen und unverzüglich abzuliefern. Dafür bekommt er bei Antritt seines Dienstes und dann immer nach 4 Jahren ein Gewand von böhmisch Tuch, Rock, Mantel, Kappe und ein Paar Hosen aus Loden. Alle Quatember werden ihm 2 ℔ h und für Holz 2$^1/_2$ ℔ bezahlt, an der kleinen und großen Kirchweihe und am St. Leonhardstag erhält er je 2 ß h. Wenn man die Opferstöcke leert, werden ihm ebenfalls 2 ß h gereicht, dazu 2 Maß Wein. Bei den beiden Leonhardsspenden (Siehe bei „Kirchliches Leben"!) steht ihm jedesmal für 1 ß h Schönbrot und 1 ß h zu, dazu 1 Maß Wein. Ferner erhält er alles, was an Hühnern, Eiern, Schmalz, Käse, Flachs und Fischen geopfert wird, nicht aber das Eisen, Wachs und Geld. Später wird ihm für diese Opfergaben eine kleine Summe von

wenigen Kreuzern eingerechnet. Als Wohnung wird ihm ein Häuslein bei der Kapelle überlassen, zu dem ein Krautland, ein Hausgarten und der Rain an der Rems gehören. Sollte er verheiratet sein. muß auch seine Frau den Eid ablegen. Der Rat hat das Recht, ihn jederzeit zu beurlauben, wenn er seiner Pflicht nicht nachkommt.

Das Mesnerhaus war ursprünglich ein alleinstehendes Häuslein neben der Kapelle. 1782 wurde es abgebrochen und durch einen Anbau an die Westwand der Kirche ersetzt. Dabei ging leider das schöne Maßwerkfenster aus dem 14. Jahrhundert zugrunde, und die Westseite der Baus verlor viel von ihrer ursprünglichen herben würdevollen Schönheit.

Ein weiterer Eid des Mesners hat sich aus dem 16. Jahrhundert erhalten (Dom. Debler II. 105). Wie üblich schwört der Bruder, der Stadt und den Pflegern gehorsam zu sein und nichts zu veruntreuen. Dazu kommt nun, daß er die Totengräber zu beaufsichtigen hat, damit die Gräber tief genug ausgehoben werden. Ferner muß er die Wären (Abschrankungen) bei der St. Leonhards Kirche und am Fahrweg bei den Äckern der Frauen von Gotteszell überwachen und dieselben (wohl wegen des Viehtriebs) rechtzeitig öffnen und schließen.

Der 1. bekannte Bruder von St. Leonhard ist Peter (W) Usterriet.

Von ihm berichtet das „Zins- und Giltbuch“ S. 27 (Reg. 26): Peter Wusterriet hat nach St. Leonhard gebracht 2 Betten und 1 Pfulgen. Wenn er tot oder lebend von St. Leonhard kommt, sollen die 2 besten von den 3 Betten zurückbleiben, ebenso 1 Pfulgen; denn St. Leonhard hatte zuvor auch 1 Bett und 2 Kissen. Weiter heißt es: wir sind mit Peter Wusterriet übereingekommen, daß er alle Jahr auf Pfingsten 36 ß h für das Holz bekommt. Diese beiden Einträge sind, wohl, weil erledigt, durchgestrichen. Als Nachtrag folgt: Als Claus Schmid Bruder zu St. Leonhard wurde, hat man den Hausrat des Wusterriet verkauft, und es sind nur zurückgeblieben 2 Bettlachen, 1 Sack, 1 Kachel, 1 kleiner Kessel und 1 Flasche, außerdem die Meßgewänder und Kelche.

Die wirtschaftliche Lage der Brüder von St. Leonhard wurde dadurch etwas besser, daß ihnen schon frühe auch die Mesnerei von Herrgotts-Ruhe übertragen wurde. Außerdem erhöhte die Pflege die Geldbezüge etwas. Die Jahresrechnung 1741 (S. 55) verzeichnet als Ausgabe für den Bruder: Alle 3 Jahre für einen Kirchenrock 7 fl, Jahresgehalt 9 fl 36 kr, dazu 2 fl Leiterlohn (Lohn für Läuten) und 2 fl für Holz. 1780 waren es 12 fl, 16 fl und 2 fl. Kleine Einkünfte erhielt er noch aus einzelnen Meßstipendien (1 fl 12 kr), durch Auszieren der Kirche an hohen Festen und die Kirchenwäsche 2 fl.

Die Stadt war nicht immer mit diesen Mesnern zufrieden. Leonhard Abele, der 1702 an der Stelle seines † Vaters (Nikolaus) die Mesnerei bei St. Leonhard übernahm, wurde gemahnt, fleißiger als bisher das Ave Maria zu läuten, das Weihwasser öfters weihen zu lassen, und wenn dieses zur Neige gehe, es nicht zum Ärgernis der Leute mit gewöhnlichem Wasser aufzufüllen. Es ist derselbe, der 1715 (Reg. 195) in den Pulverturm gesetzt wurde, weil er einem Jauner statt eines Alrauns einen Frosch verkauft hatte.

h) Die Pfleger

Im Gegensatz zu den Spitälern hatten die Pfleger von St. Leonhard keinen bestimmten Personenkreis zu betreuen; die Zahl der Lehengüter war gering (1802 = 11); die Eigengüter bestanden nur aus 5/8 Tw. Baum- und Gemüsegarten, die

dem Mesner zu St. Josef zur Nutznießung überlassen wurden. Auch die Kapitalien, die sich im Laufe von Jahrhunderten angesammelt hatten, halten keinen Vergleich mit denen der beiden Spitäler aus. Dem entsprechend beschränkte sich der Verpflichtungseid auf die Forderung nach getreuer Verwaltung des anvertrauten Gutes. Sollten neue Pfleger ernannt werden, so mußte diesen noch vor Aufgabe des Amtes eine genaue Rechnung vorgelegt werden. Bei strittigen Fällen war die Entscheidung des Rats einzuholen. (Verpflichtungseid aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. StA. X, 5.) Die Verwaltungsarbeit war also verhältnismäßig gering, sieht man von dem Kleinkram ab, den die Instandhaltung und Versorgung so vieler Kapellen zwangsmäßig mit sich bringt. Schon frühe wurden die Pflegen der einzelnen Kapellen mit der Leonhardspflege zusammengelegt, die nun auch für sie alle stiftungsmäßigen Aufgaben zu übernehmen hatte. Das alleinige Eigentumsrecht besaßen Bürgermeister und Rat. Eustachius Jeger schreibt 1707 in seiner „Rediviva" S. 95: „Das Präsentationsrecht und somit die Belehnung und Besetzung der Pflegen steht teils durch die Stiftungsurkunden, teils durch langes Herkommen Bürgermeister und Rat zu".

Bürgermeister und Rat blieben während der ganzen Reichsstadtzeit die Oberpfleger. Als ihre Stellvertreter ernannten sie die Pfleger. Sie hatten fast vollständige Gewalt über ihre Pflegen, mußten allerdings jedes Jahr über ihre Tätigkeit Rechenschaft ablegen und die Jahresrechnung vorlegen. Man machte ihnen nicht viel Schwierigkeiten, sondern verließ sich — nicht zum Schaden der Pflege — auf ihre Ehrlichkeit. Das bezeugte Bm. Schedel in seinem Verhör vor dem württembergischen Revisor Ade im August 1804 (Reg. 272).

Im Gegensatz zu den übrigen Pflegern blieben diejenigen von St. Leonhard dauernd im Amte (Jeger: „Rediviva" S. 169). Ursprünglich waren es 2, seit 1503 aber 3, seit 1751 sogar 4 Pfleger, weil auf Drängen des Ordinariats Augsburg von nun an auch noch der Stadtpfarrer in die Pflegschaft aufgenommen werden mußte. (s. beim Rechnungswesen!) Einer von den Pflegern wurde zum Buchhalter bestimmt, der fast die ganze Rechnungsführung zu erledigen hatte. Jeger schreibt in der „Rediviva" S. 283: „In Gmünd besorgt die Geschäfte der Pflege der Buchhalter, der in 1. Linie verantwortlich ist".

Die Pfleger wurden den angesehensten Bürgern entnommen und waren meistens Bürgermeister, Stättmeister, Ratsherrn oder Richter. Dies hob zwar das Ansehen der Pflege, brachte sie aber in vollständige Abhängigkeit der Stadtverwaltung. Das wirkte sich besonders verhängnisvoll aus für die vielen Anleihen, welche die Stadt bei der Pflege aufnahm. Die Rückzahlung und die Verzinsung lagen gar oft im argen. (s. Rechnungswesen!)

Die Besoldung der Pfleger war recht gering. Von dem Bestandgeld erhielt jeder 1% der Bestandssumme (JR.1705). 1802 wurden in 10 jährigem Mittel jährlich 41 fl 1 kr Bestandsgelder bezahlt, trifft somit jeden Pfleger jährlich etwa 25 kr. (Reg. 272). Dem Buchhalter war 1705 eine Jahresbesoldung von 5 fl ausgesetzt. Außerdem standen ihm die „Küchengefälle" zu. Diese bestanden 1802 (Beilage 8) aus 22 Hühnern, 125 Eiern und 32 kr Käsegeld. Einige kleine Gefälle erhielten die Pfleger noch bei der Vorrechnung und der Rechnungsabhör. Bei den beiden „Spenden" standen ihnen je 12 Paar Wecken und 12 kr zu. Die Verwaltungskosten sind dementsprechend zu dieser Zeit recht gering. Sie betragen gewöhnlich 38 fl. 1783 wurden die Bezüge wesentlich erhöht. Sie betrugen nun einschließlich der

Ausgaben für die Stadtverwaltung 163 fl 45 kr. Wie sich diese Summe zusammensetzt, ist aus Reg. 263 ersichtlich.

1802 hörte die Tätigkeit der Pfleger auf. Selbst die württembergische Regierung mußte gestehen, daß sie, wenn auch nicht bürokratisch, doch treu und redlich ihre Arbeit geleistet haben.

i) Rechnungswesen und geldliche Belastungen der Pflege. Kinderlehrware

Die Jahresrechnungen haben sich seit 1700 zum größten Teil erhalten. Sie sind wie diejenigen der anderen Pflegen angelegt, einfach und übersichtlich. Geschäftsjahr = Kalenderjahr. Die 1. Seite nennt die Pfleger und unter ihnen den verantwortlichen Buchhalter. Dann folgt der 1. Hauptteil: das Verzeichnis der Einnahmen. Diese gliedern sich:

1. Zinsen in der Stadt, einschließlich aus dem Kassieramt.
2. Zinsen außerhalb der Stadt.
3. Die Hellergelder, die nur auf dem Lande erhoben wurden.
4. Die gefallenen Opfer.
5. Die Bestandgelder und Weglösungen.
6. Die abgelösten Kapitalien.
7. Sonstige Einnahmen, etwa Erlös aus Getreide.

Die Einnahmen werden nun zusammengefaßt und zu ihnen der Übertrag oder Rezeß des letzten Jahres geschlagen, woraus sich die „Summe alles Einkommens" ergibt. Die Verzinsung betrug gewöhnlich 5%, bei der Stadt 4½%, 3½%, und 2½%, oder waren die Anleihen unverzinslich.

Es folgt nun als 2. Teil die Beschreibung der Ausgaben. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Zweck der Leonhardspflege darin besteht, „die derselben gehörigen Gebäude im Bau und Stand zu erhalten, Kirchenerfordernisse wie Paramenten anzuschaffen und die Besoldungen der Geistlichen und Kirchendiener zu bestreiten." (Reg. 272). An Gebäuden besaß die Pflege 8 Kapellen und zwei Mesnerhäuser. Die Zahl der Lehensgüter war gering, dagegen wuchsen die Kapitalien im Laufe der Zeit zu beträchtlicher Höhe an. Die Ausgaben gliedern sich in:

1. Ausgaben für Stiftungen und Besoldungen. Zu den Stiftungen zählen die kleinen Gaben, die an bestimmten Kirchenfesten ausgegeben werden, die 2 großen „Spenden" an Mittfasten und Allerseelen und die Meßstiftungen in den der Pflege angeschlossenen Kapellen.
2. Die neu ausgeliehenen Kapitalien.
3. Alles übrige läuft unter „Ausgaben insgemein", die sich auf den Stiftungszweck beschränken sollten, später aber auch anderen Zwecken zugeführt wurden.

Sämtliche Ausgaben werden zusammengestellt und von den Gesamteinnahmen abgezogen. Daraus ergibt sich der neue Rezeß, der dem Vermögensstand am Ende des Rechnungsjahres entspricht. Als 3. Teil folgt die Fruchtrechnung. Die eingesetzten Mengen sind erwartungsgemäß gering. Sie werden aufgeführt als

1. Einnahmen während des Jahres.
2. Übertrag oder Rezeß, woraus sich die Gesamteinnahme bildet. Wird von ihr die Gesamtausgabe abgezogen, so ergibt sich der neue Rezeß, oder der Bestand am Ende des Rechnungsjahres.

Die Gesamteinnahmen belaufen sich durchschnittlich auf etwa 24 Malter, der Rezeß auf 50 Malter, zusammen 74 Malter. Die Ausgaben entsprechen gewöhnlich in etwa den Einnahmen, so daß sich ein dauernder Bestand von etwa 70 Maltern ergibt.

In den Beilagen sind einige Jahresrechnungen in größeren Auszügen geboten.

Das Wachstum des Vermögens der Leonhardspflege ist schon unter c gezeigt worden.

Das Vermögen wuchs so stark an, daß es für die Zwecke der Pflege nicht voll benötigt wurde. Die überflüssigen Kapitalien wurden bei Bürgern, Bauern und bei der Stadt verzinslich angelegt. Man sieht wie bei St. Katharina (siehe dort S. 80), daß auch an diese Pflege häufig Leute gewiesen wurden, bei denen die Sicherheit des Geldes nicht sehr gewährleistet war. Mit dem Einzug der Zinsen verfuhr man sehr lässig, so daß diese oft die Kapitalien überstiegen. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Pflege an Kapitalien und Zinsen verhältnismäßig hohe Verluste erlitt. 1739 waren es 281 fl, 1744 = 227 fl, 1745 =126 fl, 1746 =253 fl, 1747 = 252 fl, 1749 = 220 fl, 1750 = 369 fl, 1753 = 380 fl, 1758 = 1024 fl, 1763 = 276 fl. Das sind in 10 Jahren nicht weniger als 2 509 fl.

Weit schlimmer aber waren die Verluste, welche die Pflege bei den Anleihen der Stadt erlitt. Die Stadt verfügte über das Vermögen von St. Leonhard wie über ihr Eigentum. Man hatte wohl die Absicht, das Geliehene rechtmäßig wieder zurückzubezahlen und die Zinsen richtig zu entrichten, wenn dieses möglich war. Andererseits herrschte die Ansicht, die Pflegen seien zum Wohl der Stadt und ihrer Bürger gestiftet worden, also auch verpflichtet, wie jeder Bürger, in der Not hilfreich einzuspringen und nötigenfalls auch Verluste in Kauf zu nehmen. Bei der Art der Verwaltung der Pflegen war es leicht, Anleihen zu bekommen. Die Oberpfleger von St. Leonhard waren Bürgermeister und Rat und die Pfleger wiederum Bürgermeister und Räte. Schuldner und Gläubiger waren also dieselben. Man muß allerdings in Betracht ziehen, daß die Reichsstadt durch politische und wirtschaftliche Verhältnisse in die größte Geldverlegenheit gekommen war. 1712 (JR. S. 59) wird ausgeführt: „Die Anleihe der Stadt von 1 000 fl ist zur Bestreitung der überaus schweren, ja nimmermehr zu erschwingen möglichen Kriegs- und Kreislasten", und doch wurden die Verhältnisse immer noch schlimmer. Schon längst sah die Geistlichkeit übel zu dieser Entwicklung. Sie beklagte sich besonders darüber, daß die Stadt eine ungenügende Zahl von Pfründen schaffe, daß die Zinszahlungen teilweise nur zur Hälfte, seit 1700 aber gar nicht mehr erfolgt seien, und daß ein Teil der Kapitalien unverzinslich ausgeliehen werde. Die Beschwerde wird besonders dadurch begründet, daß ein solches Vorgehen des Magistrats der Ehre Gotes zuwider, den Armen Seelen zum Schaden und den Studenten zum Nachteil gereiche. Doch zeigt sich hinter dem Schwulst von Worten deutlich die Angst der Geistlichen, in ihrem Einkommen verkürzt zu werden. Vor allem erhebt nun die Priesterschaft die Forderung nach Mitverwaltung der Pflegen. Die Stadt kann demgegenüber anführen, daß die einstigen 28 Pfründen durch die Geldentwertung so geschwächt worden seien, daß viele nicht mehr besetzt werden konnten oder zusammengelegt werden mußten. 1523 seien hier außer dem Stadtpfarrer nur noch 2 Kapläne und 1 Helfer gewesen. 1572 habe sich die Zahl der Geistlichen auf 5, 1592 auf 6 erhöht und nun 1701 seien es 10. Keineswegs verstoße es weder gegen das Konzil von Trient noch gegen die Bestimmungen

des 1. Januar 1624 (Normaljahr), wenn die weltliche Obrigkeit auch geistliche Pfründen verwalte. Im übrigen beruft sich der Magistrat auf die Schwere der Zeit, die Kriege und die Einquartierungen, die Bürger- und Bauernunruhen, welche die Stadt in die tiefste Not gestürzt hätten. Die Angriffe wurden nach Jeger „Rediviva" (S. 100 ff) besonders 1691 und 1699 mit aller Schärfe geführt, jedesmal aber ebenso scharf vom Magistrat zurückgewiesen. Es lag nahe, daß die hiesige Priesterbruderschaft auf eine Pflege, die stiftungsgemäß sich nur mit kirchlichen Aufgaben befassen sollte, entscheidenden Einfluß gewinnen und deren Einkünfte sich dienstbar machen wollte. Gestützt wurde dieses Bestreben durch das Tridentinische Konzil, das jeden weltlichen Einfluß auch auf entfernt liegende kirchliche Angelegenheiten zurückzudrängen versuchte. Die Stärke der Stadt aber lag in der klaren Tatsache, daß St. Leonhard durch Stiftung und Herkommen jahrhundertelang unangefochten der bürgerlichen Gemeinde gehörte. Mit der hiesigen Geistlichkeit ging naturgemäß auch das Ordinariat Augsburg einig. Am 8. Mai 1713 schrieb dessen Generalvikar Casimir an den Dekan von Gmünd (bisch. Arch. Rottenburg Fasz. St. Leonhard), daß durch die einseitige Verwendung der Benefizien deren gänzlicher Ruin zu befürchten sei und bat um Vorschläge (Reg. 194). Von nun an hört der Ansturm der Geistlichkeit auf die Leonhardspflege nicht mehr auf. Daß hiebei auch persönliche Vorteile stark mitspielen, zeigt folgendes. 1734 wandte sich Stadtpfarrer Benedikt Storr an Bürgermeister und Rat mit der Bitte um eine Gehaltserhöhung, weil die Opfergelder und die Einnahmen aus den Meßstiftungen stark zurückgegangen seien. Als der Rat ablehnte, wurde das Ordinariat Augsburg eingeschaltet. Dieses schlug vor, St. Leonhard solle „als einer der pfarrlichen Mutterkirche zugehörigen Filiale (!) „jährlich 50 fl zur Pfarrbesoldung beisteuern und zwar 2 Jahre rückwärts beginnend. Nach langen Verhandlungen (Reg. 198) gab die Stadt endlich nach. Schon einmal 1681 bis 1683 und wiederum 1692 mußte St. Leonhard jährlich 50 fl zur Pfarrbesoldung beischießen. Der damalige Stadtpfarrer Michael Schleicher, der das Fragliche dieser Sache wohl einsah, fragte in Augsburg erst an, ob er diese 50 fl ohne Gewissensbisse annehmen könne, worüber er beruhigt wurde. Diesesmal scheinen Gewissensbisse nicht bestanden zu haben, und so blieb es bei der jährlichen Belastung von St. Leonhard mit 50 fl jährlich bis zur Aufhebung der Reichsstadt.

Tatsache aber war, daß die städtische Anleihewirtschaft die Leonhardspflege außerordentlich schädigte. In ihrer Not griff die Stadt zu jedem Mittel. Eustachius Jeger schreibt in seiner „Rediviva" S. 303:

Es war dem Rat schon vor ziemlicher Zeit nahegelegt worden, bei den geistlichen Pflegen (darunter auch St. Leonhard) sog. feiernde Gelder als Reserve zurückzuhalten, damit die Stadt in Notfällen auf sie zurückgreifen könne. Oft wurden diese Gelder ohne Zinsen zum Schaden der Pflegen hingeliehen, was gegen den Eid der Pfleger ist. Es ist zu besorgen, daß solche Gelder nicht mehr zurückbezahlt werden; zum mindesten gehen die Zinsen verlustig. Jeger sollte Recht behalten.

Wie schlimm es um die Finanzen der Stadt stand, zeigt folgendes: Schon 1707 führt die JR. St. Leonhard eine Forderung an das Kassieramt für rückständige Zinsen von 10 127 fl auf. Die Stadt war also damals nicht mehr in der Lage, eine Verzinsung zu leisten Die JR. von 1724 verzeichnet an rückständigen Zinsen bis 1687 = 3487 fl, 1688—1705 = 2922 fl, 1706—1724 = 6919 fl, zusammen also

13 328 fl. Die unverzinslichen Kapitalien betrugen bis 1697 = 4912 fl, 1706—1724 = 5591 fl, zusammen = 10504 fl. Dazu kamen die verzinslichen Kapitalien mit 13 328 fl, zusammen also 23 832 fl. Rechnet man dazu noch die Verschuldung des Spitals bei St. Leonhard mit 3 183 fl, so ergibt dies für die Stadt 27 015 fl. Bis 1750 waren die rückständigen Zinse von 1688 ab auf 19 960 fl gestiegen. Die Zeiten waren gewiß hart. Immer wieder melden die Jahresrechnungen bei Geldaufnahmen der Stadt „zu Bestreitung der großen Kriegskosten" oder „wegen der schweren Kriegs- und Kreislasten". Doch konnte so die Sache nicht weiter gehen.

Auf Drängen der hiesigen Geistlichen machte das bisch. Ordinariat dem Magistrat ernstliche Vorstellungen über die Lage der Pflegen. Was die Stadt bisher ängstlich vermeiden konnte, mußte sie sich nun gefallen lassen: eine gründliche Überprüfung sämtlicher Pflegen. Mit dieser wurde 1749 Kammerer Schedel in Schechingen beauftragt. Auf Grund seines Berichtes wurde die Leonhardspflege vollständig neu geordnet. Die Pfarrchronik (MP) berichtet unterm 18. April 1750: „In diesem Jahre hat sich endlich der hiesige Magistrat bequemt, die kumulative Administration der geistlichen Stiftungspflegen anzunehmen, und die Herren Pfleger hinterlegten ihre Rechnungen und Pflegschaftsgelder in das Gewölbe oberhalb der Sakristei. (Darunter auch diejenigen von St. Leonhard) 1751 wurden die Pflegschaftsrechnungen der Heiligenpflegen neu angelegt, wobei Stadtpfarrer Sebastian Doll zum erstenmale beiwohnte". Der Nachlaß bei der Leonhardspflege betrug 19 960 fl, hauptsächlich an verfallenen Zinsen. Bei den anderen Pflegen, bei denen die Verhältnisse nicht besser standen, betrug der Nachlaß im ganzen 39 655 fl. Mit dem Ordinarit Augsburg wurde 1755 ein Vergleich geschlossen und die Schulden der Stadt bei St. Leonhard folgendermaßen festgelegt:

	19 533 fl 3 kr Kapital zu 3½%.	Jährl. Zins = 683 fl 40 kr
	10 000 fl Kapital zu 2½%	Jährl. Zins = 250 fl
Zus.	29 533 fl 3 kr Kapital	Jährl. Zins = 933 fl 40 kr.

Zu den Kosten der bischöflichen Kommission hatten St. Leonhard 100 fl beizusteuern.

Seit 1779 wurde die Verzinsung einheitlich auf 3 % festgelegt.

Der Einbruch der kirchlichen Stellen in die Pflegen war nach jahrhundertelangem zähen Ringen gelungen.

Wer nun glaubt, daß der Geist der Sparsamkeit in die Verwaltung eingezogen wäre, täuscht sich. Die erste Tätigkeit der neuen Pflegschaft war, dem Stadtpfarrer ein jährliches Anwesenheitsgeld von 14 fl 5 kr zu bewilligen. Dies war wohl vertretbar; aber viele andere Ausgaben stimmen bedenklich. Obwohl St. Leonhard stiftungsgemäß mit der Pfarrkirche nichts zu tun hatte, blieb der Besoldungszuschuß von 50 fl jährlich für die Pfarrstelle bestehen. 1758 mußte die Pflege zur Beschaffung einer silbernen Madonna in die Pfarrkirche 1 000 fl beisteuern. 1762 wurde im Einvernehmen mit dem Ordinariat Augsburg hier ein Kanonikatstift errichtet, nur weil statt des Gmünder Stadtpfarrers ein Landgeistlicher zum Dekan gewählt worden war. Zu den Unkosten der vorbereitenden Kommission mußte St. Leonhard auf Vorschlag des Stadtpfarrers 150 fl leisten (JR. 1762 S. 23). Dem Chorvikar Lukas in Augsburg waren „wegen seiner Dienste" 15 fl auszubezahlen (IR. 1760, S. 26). Zur Beschaffung eines neuen Ornats ließen sich die Kanoniker von St. Leonhard 150 fl bezahlen. Nicht genug damit. Von nun an

hatte die Pflege (JR. 1762 S. 25) neben den 50 fl Beitrag zur Pfarrbesoldung noch alljährlich 350 fl an das Kanonikat abzuführen, die zur Erhöhung der Bezüge der Stiftsherrn verwendet wurden (JR. 1762 S. 25). Zur Herstellung der Orgel in der Pfarrkirche mußte St. Leonhard mit 4 fl beitragen. Auch mußte es die Kosten für ein neues Kleid für ein Marienbildnis in St. Johann mit 3 fl 55 kr übernehmen (JR. 1763). Als die Stiftsherrn 1769 durch den Baumeister Johann Michael Keller den Dachreiter auf ihrer Kirche erneuern ließen, hatte die Leonhardspflege für die Kupferbedachung 981 fl, allerdings gegen angeblichen Wiederersatz, zu bezahlen (JR. 1769 S. 48). Für die Reparatur der Orgel in der Stiftskirche leistete St. Leonhard 1799 einen Beitrag von 158 fl 54 kr (JR. 1799) und für eine neue Orgel nach St. Johann 100 fl (JR 1799). An der Dezimation nach Augsburg mußte sich die Pflege jährlich mit 90 fl beteiligen. Es war hier üblich, in der Christenlehre an die Kinder kleine Geschenke wie Bildchen, Rosenkränzlein, „Agnus Dei" und drgl. auszuteilen. Die Kosten hiefür, 10 fl. jährlich, mußte St. Leonhard tragen. Zur Besoldung des Pfarrers in Bargau hatte die Pflege nach wie vor jährlich 20 fl beizutragen, ob schon Eustachius Jeger („Rediviva" S. 78) 1707 schrieb, daß er dafür keinen Grund angeben könne.

Recht saumselig war man auch mit dem Einzug der Gelder, welche man den Studenten zur Fortsetzung ihrer Studien geliehen hatte. Jeger schreibt 1707 („Rediviva" S. 673): „Schon lange gibt die Leonhardspflege armen Studenten und Bürgersöhnen zur Fortsetzung ihrer Studien 100, 200 und mehr fl, wobei jeder im Gewissen verpflichtet ist, wenn er zu Vermögen kommt, die Gelder wieder heimzuzahlen. Wie die Rechnungen zeigen, gibt es viele undankbare Schuldner, die nichts mehr bezahlen." — 1704 betrug der Rückstand solcher Gelder 887 fl, 1729 = 818 fl.

Genauso lässig wurde mit den Geldaufnahmen der Bürger und Bauern verfahren. Nach dem Schuldenregister 1729 betrugen die Rückstände bei der Leonhardspflege:

In der Stadt (Kassieramt, Spital, Bürger)	=	32 113 fl
Studenten	=	818 fl
Hellergelder und Zinsen auf dem Land	=	251 fl
an Bestandsgeldern und Jahrzielern	=	590 fl
Zusammen	=	33 772 fl

Dazu kamen noch 24 Malter Getreide.

1778 betrugen die rückst. Zinsen der Bürger bei 25 780 Kapital = 5 250 fl, bei den Bauern bei 5 520 fl Kapital = 1 058 fl. Für 1799 lauten die Zahlen: Bürger: Kapitalien 37 512 fl, rückst. Zinsen 10 150 fl, Bauern: Kapitalien = 8 420 fl, rückst. Zinsen 2 297 fl.

In diesen Zahlen spiegelt sich deutlich der Niedergang der Stadt, hervorgerufen durch die ungeheueren Kriegslasten und Kreisforderungen.

Später kam noch dazu die Wirtschaftspolitik Josefs II. Sie bedeutete durch die überhohen Einfuhrzölle für die hiesige Schmuckwarenindustrie geradezu eine Einfuhrsperre. Deshalb wanderten mehr als 100 Goldschmiedsfamilien nach Österreich aus, und die Zurückgebliebenen versanken in die drückendste Arbeitslosigkeit. Wie hoffnungslos die Lage war, ergibt sich aus einem Eintrag in der Jahresrechnung 1799 der Leonhardspflege: „Da in der Kasse kein Geld mehr vorhanden ist,

muß in diesem Jahre die Zahlung von 350 fl an die Armenkasse eingestellt werden".

Die Einstellung der Zinszahlungen gaben der Stadt noch keinen Ersatz für die einstigen fast hemmungslos durchgeführten Kapitalaufnahmen. Um die Pflege trotzdem dem Geldbedarf der Stadt dienstbar zu machen, übertrug man St. Leonhard Verpflichtungen, die ihm fremd waren. Aber in demselben Maße wie St. Leonhard geldlich belastet wurde, wurde die Stadt entlastet. Es war schon lange üblich geworden auf St. Leonhard zurückzugreifen, wenn die Stadt in Notfällen wie Bränden, Viehsterben, Mißwachs, Neubauten, Kriegsschäden, ihren Bürgern und Untertanen helfend beispringen mußte, ebenso auch bei außerherrischen Gemeinden, bei großen Bränden, Kirchen- und Klosterbauten. Mehr und mehr wurde es aber auch Sitte, St. Leonhard zur Unterstützung von Lehrlingen, Studenten und Klosteranwärtern heranzuziehen. Die Aufwendungen hiefür übersteigen in manchen Jahren 100 fl beträchtlich. Drückend wurden besonders die Armenlasten, die der Pflege aufgebürdet wurden. Kleine Unterstützungen wie etwa für Beerdigungen, Bezahlung von Heilmitteln und Kurkosten oder wöchentliche Unterstützung verarmter Personen und Familien fielen dabei nicht ins Gewicht, auch nicht Unterstützungen wie etwa für einen Konvertiten, dem von 1749 bis 1761 jährlich 26 fl gereicht werden mußten. Richtig spürbar wurden erst die Beträge, die regelmäßig an die Armenkasse abzuführen waren. Schon 1726 und früher hatte St. Leonhard der Almosenkasse wöchentlich 1 fl zu überweisen, jährlich also 52 fl. Seit 1755 wurden die Beträge beträchtlich erhöht. Sie betrugen bis 1772 fast durchweg über 400 fl bis zu 608 fl jährlich. Dann ermäßigte sich der Betrag wegen anderer Verpflichtungen auf 200 bis 296 fl. 1801 wurde der Beitrag zur Armenkasse auf 60 fl jährlich herabgesetzt. Als die große Umstellung durch Württemberg erfolgte, hatte St. Leonhard seit dem 28. 1. 1803 den 8. Teil der Unkosten für die armen Kranken zu übernehmen (JR.) und zwar rückwirkend für die Jahre 1801 und 1802 mit je 107 fl. Dann aber wurde sein Vermögen im Herbst 1803 mit der Armenpflege vereinigt. Damit entfielen die Beiträge für die Kanoniker, den Pfarrer von Bargau, die Choralisten und die gestifteten Messen.

Doch bei all diesen Belastungen blieb es nicht. Auf Beschluß des Rats vom 8. Oktober 1785 hatte St. Leonhard für die Unterhaltung des Zucht- und Arbeitshauses wie zur Unterstützung der Armen vierteljährig 58 fl 56 kr, jährlich also 235 fl 44 kr, abzuführen. 1797 wurde beschlossen, daß St. Leonhard für die Separat- und Kontributionskasse 20 Jahre lang jährlich 320 fl zu leisten habe. 1800 wurden ihm 400 fl Kriegskontributionen auferlegt. Für arme Soldatenfrauen hatte es seit 1792 verschiedene Jahre lang jährlich 24 fl zu bezahlen. An den Quartierlasten für das KK Artillerie-Magazin bezahlte es 1798 150 fl (JR.). Der Separatkasse hatte es 1796 die Summe von 800 fl zu 4% vorzuschießen (JR.).

Groß waren auch die Belastungen für die Schulen. 1776 hatte es zur Einrichtung der Zeichenschule und dann jährlich 25 fl zu bezahlen. Zu den allgemeinen Schullasten wurde es seit 1785 jährlich mit 120 fl für die Stadtschulen und 20 fl für die Landschulen herangezogen. Trotz dieser schwindelnden Ausgaben wurde es auch sonst nicht vergessen. 1797 hatte es dem Mesner von St. Johann, weil diese Kirche als Magazin benützt wurde, als Ersatz für das verlorene Einkommen monatlich 12 fl zu bezahlen. Zu einer neuen Spritze zahlte es 150 fl, an der allgemeinen

Brandsteuer 1/6 = 16 fl 30 kr. Das Karrenroß im Spital hatte wöchentlich 3 Viertel Haber zu beanspruchen. Zum Schlusse sei noch angeführt, daß es 1803 zu den Kosten von 240 fl für die Feierlichkeiten anläßlich der Erhebung Württembergs zum Kurfürstentum 34 fl übernehmen mußte. — Wohl aus frohem Herzen!

Kinderlehrware. In den JR. von 1700—1803 erscheinen meist 10 fl als Ausgabe für Kinderlehrwaren. Die Kinderlehre wurde jeden Sonntag durch die Kapuziner in St. Veit, selten in St. Johann, abgehalten. Dabei erhielten die Kinder kleine Geschenke wie Rosenkränze, Bildchen und Agnus Dei. Die Ware wurde fast ausschließlich aus Augsburg bezogen. Nur ein parmal sind Gmünder aufgeführt. So erhält 1703 (JR. Seite 61) Franz Schleicher für das Drehen und Anketteln von Agnus-Dei-Büchsleim für die Kinderlehre 1 fl 15 kr. 1704 bekommt ein Gmünder für das Fassen von 800 Johannisperlen 1 fl 6 kr; 1744 werden an den Buchdrucker Sebastian Herlikofer in Gmünd für das Drucken von Kinderlehrbildern 1 fl 30 kr ausbezahlt. Alles übrige kam aus Augsburg.

Einige Auszüge aus den Jahresrechnungen:

1701: 6 Buch Papierbilder 1 fl 45 kr.
1702: Einer Frau von Augsburg für Pergament und „gläserne Bilder“ 3 fl.
1703: Kinderlehrware von Peter Richard, Augsburg 3 fl 15 kr.
1704: Kinderlehrbüchlein von Martin von Koheim (Kochem) 37½ kr.
1705: 2 Dutzend Rosenkränze à 6 kr.
1709: 100 Pergamentbilder 1 fl 30 kr.
1713: 12 Buch Papierbilder à 12 kr. Andere Papierbilder à 10-12 kr. 1 Band Pergamentbilder 1 fl 30 kr. 6 Dutzend gefaßte Rosenkränze 1 fl.
1714: einer Barbara von Augsburg für Papier- und Hörnerbilder 1 fl 30 kr.

Als Kapuziner sind aufgeführt die Pater Cleophas 1727, Ezechiel 1729, Concordinus 1736, Conditian 1744, Heribartus 1753—1756, Urban 1759, Gildart 1768 und Michael 1803.

Im ganzen gibt diese nüchterne Aufstellung von Zahlen ein erschütterndes Bild von den Drangsalen, die eine kleine Stadt zu jener Zeit zu erdulden hatte, und von den Belastungen der Pflegen, auf die sich der Wohlstand der Gemeinden gründete.

Man muß sich wundern, daß die Stadt trotz alledem den Ernst der Zeit nicht sah oder nicht sehen wollte. Wohl wurde 1784 eine „Ökonomie-Deputation“ zur Untersuchung der Pflegen aufgestellt, aber sie brachte St. Leonhard nur neue dauernde Lasten und zwar zugunsten seiner Verwaltung. Man mag davon ausgegangen sein, daß das Vermögen der Pflege nicht unmittelbar zur Stütze des städtischen Haushaltes herangezogen werden durfte, da es „geistliches Gut“ war; aber den mit der Verwaltung betrauten Personen Vorteile zu verschaffen, hielt man mit dem Gewissen wohl vereinbarlich. So wurde am 26. November 1783 beschlossen:

„Da die Löbl. St. Leonhardspflege von einem geringen Ursprung durch weislich und sorgfältig geführte Administration zu einem ansehnlichen Wachstum und Vermögen gelanget ist“, sollen die Bezüge der Pflegschaftsverwalter und der Personen, die mit der Pflegschaft zu tun haben, erhöht werden. Es sollen künftig gereicht werden:

1. Die Bestandspräsenzen (4% des Bestandsgeldes) in gleicher Höhe.

2. Dem Buchhalter:
   a) Die „Küchelgefälle," dazu je 1 Malter Dinkel und Haber und 85 fl
   b) für die Rechnung zu stellen und zu kopieren 10 fl
   c) für das Manual zu führen 1 fl
   d) für Erhebung des Opfergeldes 2 fl

3. Für die Vorrechnung wird ausgegeben:
   a) dem Stiftsdekan 5 fl
   b) zwei Oberpflegern je 3 fl 6 fl
   c) dem Buchhalter wiederum 3 fl
   d) dem Syndikus 3 fl 45 kr

4. Rechnungsrevision
   a) Dem Revisor 10 fl
   b) Der Ökonomiedeputation 16 fl

5. Rechnungsabhör vor dem Rat
   a) Den 5 Geheimen und 2 Konsulenten je 2 fl 14 fl
   b) Den übrigen 7 Ratsgliedern und dem Sekretär je 1 fl 8 fl

Zusammen 163 fl 45 kr

1801 waren die Kosten für die Verwaltung auf 184 fl 45 kr gestiegen.

Früher betrugen die Verwaltungskosten:
1741 = 33 fl 53 kr
1770 = 38 fl 53 kr
1780 = 70 fl 53 kr

k) Das Ende der Pflege und ihre Bedeutung für die Stadt

Im November 1803 wurde die Leonhardspflege mit der Armenpflege vereinigt. Ihr Vermögen bildete nun einen Teil dieser großen Pflege, die später unter dem Namen Hospitalpflege die gesamten Fürsorgelasten der Stadt zu tragen hatte. Die Leonhardskaplanei blieb zwar dem Namen nach bis auf den heutigen Tag erhalten aber mit ganz anderen Aufgaben (Siehe Kaplaneien!) Sie wurde der neu gegründeten Kirchen- und Schulpflege einverleibt, deren Aufgabe sich aus ihrem Namen ergibt. Die Gottesdienste in den einzelnen Kapellen wurden entweder ganz eingestellt, stark beschränkt oder möglichst erschwert. Nach Dom. Debler (VI, 678) kam August 1811 der Befehl, daß kein pensionierter oder vazierender Geistlicher weder auf dem Salvator, noch in St. Leonhard oder anderswo als in der Pfarrkirche Messe lesen solle.

Sofort nach der Besitznahme der Stadt durch Württemberg im September 1802 wurden sämtliche hiesigen Pflegen durch die neuen Herren scharf überprüft. Bürgermeister Ignaz Schedel, der letzte Buchhalter von St. Leonhard, mußte noch im selben Jahre der württembergischen Regierung einen genauen Rechenschaftsbericht ablegen. (Reg. 272).

Die Überprüfung der Pflege durch Revisor Ade fiel schlecht aus. Es wurden genau dieselben Anklagen wie bei St. Katharina erhoben (Siehe dieses Seite 81!) Vor allem wurde bemängelt, daß weder für die Einnahmen noch die Ausgaben in den allerseltesten Fällen Belege vorhanden seien. Bürgermeister Schedel ent-

schuldigte sich damit, daß dies in der Reichsstadt nicht üblich gewesen sei, daß er aber alle Einträge auf Pflicht und Gewissen nehmen wolle. Dies war für den Prüfer natürlich nicht genügend. So weit es noch möglich war, wurden die in den Rechnungen genannten Personen verhört und die Manuale und Schuldbücher mit den Jahresrechnungen verglichen. Es zeigte sich aber nach den wiederholten schriftlichen Bemerkungen Ades, daß die eingetragenen Summen stimmten. So konnten z. B. bei der Jahresrechnung 1801 nur 12 Kreuzer nicht nachgewiesen werden. Auch bei den Fruchtrechnungen ergaben sich nach langem Suchen keine Beanstandungen. Die Ehrlichkeit der Buchhalter stand also ohne allen Zweifel fest.

Doch ist zu bemerken:

Von jeher wurde in der Reichsstadt die Verwaltung ziemlich hausväterlich, im 18. Jahrhundert aber auch mehr und mehr lässig, geführt. Die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse waren immer verwickelter geworden; aber mit dieser veränderten Sachlage hatte die Einsicht und das Verantwortungsbewußtsein der führenden Männer der Stadt nicht Schritt gehalten. Die Verwaltung war vollständig veraltet und mehr und mehr in die Hände einiger ehrgeizigen Familien geraten. Württemberg aber hatte durch die straffe, rücksichtslose Führung seines 1. Königs Friedrich früher als die meisten Kleinstaaten die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung der Verwaltung erkannt. Der keinen Widerstand duldende König brach schonungslos mit der Vergangenheit, und seinem stahlharten Willen mußte sich auch die Zukunft beugen. Das bekam auch die Leonhardspflege deutlich zu spüren. In ihrem damaligen Zustande war die Führung der Pflege untragbar geworden. Die Rechnungsabhör, die nach strengen Vorschriften jedes Jahr hätte durchgeführt werden müssen, unterblieb oft längere Zeit. So wurden die Rechnungen von 1705 und 1706 erst 1712, von 1711 erst 1715 und diejenigen von 1716 erst 1723 abgehört. Als St. Leonhard 1802 nach Württemberg kam, lag die letzte Rechnungsabhör verschiedene Jahre zurück. Man vertraute bedenkenlos der Ehrlichkeit der Pfleger. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß mit den Geldern oft unverantwortlich leichtsinnig umgegangen worden ist. Es hätte nie vorkommen dürfen, daß die Zinsen bei der Stadt wie bei den Bürgern und Untertanen oft jahrzehntelang nicht eingezogen wurden, so daß sie in vielen Fällen die Kapitalien weit überstiegen. Daß hiedurch große Verluste entstehen mußten, versteht sich. Zu tadeln ist auch, daß die Gelder oft an wenig zahlungsfähige Leute ausgeliehen wurden, und man diesen auch dann noch weitere Anlehen gab, wenn sie längst schon konkursreif geworden waren. Was hätte die Stadt aber mit solchen Leuten machen sollen? Es war vielleicht doch noch eine Möglichkeit, daß auch geldschwache Bürger, wenn die Zeiten besser wurden, sich wieder emporarbeiten konnten. Eine Pflege aber konnte eher einen Verlust ertragen als der einzelne Bürger. Die Verhältnisse lagen tatsächlich so, daß St. Leonhard sein Vermögen unmöglich für die Erfüllung seiner stiftungsmäßigen Aufgaben verbrauchen konnte. Was dann mit den Überschüssen? Es bildete sich die Ansicht heraus, die Pflegen, deren Geld ja von den Bürgern herrührte, genau so wie diese zu den Lasten der Stadt heranzuziehen. Pflegen, Bürger und Stadt bildeten damals eine Einheit, wie sie heute nicht mehr denkbar ist, im größeren Württemberg auch nie möglich war. Trotz aller Mißverwaltung muß man staunen, daß das Vermögen von St. Leonhard Jahr für Jahr und nicht unbeträchtlich anwuchs.

Wenn St. Leonhard an Bedeutung auch nicht entfernt an die beiden Spitäler

St. Katharina oder gar Heilig-Geist heranreicht, so war doch auch diese Pflege von großer Bedeutung. Sie hat dazu beigetragen, daß die Stadt ihre schwersten Jahre geldlich durchstehen konnte und hat manchem kapitalschwachen Bürger die Möglichkeit gegeben, sich wieder zu erholen. Wenn dadurch auch große Verluste eingetreten sind, so trafen sie doch nicht die Stadt unmittelbar und ihre Bürger, sondern eine Pflege, die imstande war, solche Verluste zu tragen. Das mag rechtlich nicht in Ordnung sein, aber gereichte der Stadt zum Segen. Außerdem hat St. Leonhard Jahrzehnte lang einen großen Teil der Armenlasten getragen, und durch seine Beihilfen wurde es für manchen Bürger der letzte Halt. Bedeutende Leistungen vollbrachte es durch die Unterstützung von Lehrlingen und Studenten und wirkte auch kräftig mit zur Unterhaltung der Zeichenschenschule und der Volksschulen in Stadt und Land. Daß es sich auch sonst der Nöte der Stadt annahm bis zur Anschaffung einer Feuerspritze und zur Errichtung eines Zucht- und Arbeitshauses, gereicht ihm zur Ehre.

Aber auch die Kirche ist durch St. Leonhard nicht zu kurz gekommen. Manche Geldbeträge sind der hiesigen Geistlichkeit zugeflossen. Durch die Erfüllung seiner stiftungsgemäßen Aufgaben hat es viel zur Hebung des kirchlichen Sinnes beigetragen. Der Pflege verdanken wir die Erhaltung manches Kleinodes unserer Stadt wie der Kapellen von St. Leonhard, Herrgotts-Ruhe und St. Josef. Andere wie St. Veit, St. Theobald, St. Jos und St. Margaretha hat es Jahrhunderte hindurch treu behütet, und erst die Aufklärung und der neue Staat, nicht St. Leonhard, brachten diesen den Untergang.

Alles in allem zeigt uns St. Leonhard einen Teil des kulturellen Lebens unserer Stadt und nicht den unbedeutendsten. Seinen vielen menschlichen Schwächen stehen bedeutend mehr gute Seiten gegenüber.

l) Die Schicksale der Kapelle

Die Kapelle wurde wahrscheinlich um 1330 von den Parlern gebaut (Siehe vorn!). Leider erfahren wir über ihre innere Ausstattung und über ihre Schicksale in früher Zeit wenig. An der Südwand rechts des Portals ist unter der Dachkehle die Zahl 1471 zu lesen. Sie dürfte sich auf Erneuerungsarbeiten beziehen, die jedoch in den Baukörper nicht eingegriffen haben; denn nirgends zeigt sich die Spätgotik der damaligen Zeit. Eine 2. Jahrzahl 1544 mit einem kreuzförmigen Steinmetzzeichen findet sich östlich des Nordportals etwa 80 cm über dem Erdboden. Vielleicht zeigt auch diese Zahl größere Bauarbeiten an. Betrachtet man nämlich die Strebepfeiler des Chors, so bemerkt man, daß diese dem Mauerverband eingefügt also ursprünglich sind. Anders die beiden Pfeiler an der Nordwand des Schiffes. Sie sind ohne Verband mit dem Mauerwerk und diesem nur angelehnt, sicherlich also nachträglich dahingesetzt worden. Ist in dieser Zeit eine Einwölbung der Kirche erfolgt? Beschaut man sich nämlich das beschädigte gotische Fenster der Westseite vom Kirchenboden aus, so sieht man über dem Spitzbogen noch einen halbkreisförmigen Bogen, der auf ein ehemaliges Holztonnengewölbe schließen läßt. Sollte dieses 1544 eingezogen worden sein, so wäre die Verstärkung der Schiffswand durch 3 Pfeiler (der mittlere ist inzwischen herausgenommen worden aber noch erkennbar) verständlich, um den vermehrten Druck aufzufangen.

Bis ins 18. Jahrhundert fehlen weitere Nachrichten. Der Barock hatte inzwischen seine Herrschaft in Gmünd angetreten und verursachte geradezu ein Baufieber.

Trotz seiner großen und schönen Leistungen muß bedauert werden, daß durch ihn manches Stück alter Kunst verloren ging. St. Leonhard wurde in den Strudel des neuen Stils hineingezogen. Gleich zu Beginn des Jahrhunderts setzte dort eine rege Bautätigkeit ein, wie sich aus den Jahresrechnungen von 1701 bis 1713 und später schließen läßt. So wurden 1713 (S. 61) für die Reparatur des Kirchturms 26 fl 24 kr ausgegeben. Dafür flatterte auch 1720 (S. 64) ein neues Kirchweihfähnchen von der Höhe. Doch lassen die Einträge nicht immer erkennen, wofür die Summen ausgegeben worden sind. Gleichzeitig ging man an die neuzeitliche Umgestaltung des Inneren. An der St. Petrusstatue auf dem Hochaltar ist zu lesen: „Anno 1719 ist dieser Altar aufgerichtet worden unter dem wohlweisen Herrn Ferdinand Riß, derzeit ältester Bürgermeister und Oberpfleger, der wohlweise Herr Johann Kucher, Oberstättmeister und Mitpfleger allhier." Auffallend ist, daß schon die Jahresrechnung 1717 (S. 66) die Abrechnung über diesen Altar enthält. Dort heißt es: „von dem neuen Altar in St. Leonhard Kirchen zu machen vermög Accords Johann Felderer Bildhauer bezahlt 250 fl, ingleichen Hans Georg Heberle Maler besags Accords 400 fl, Johann Hörlikofer Zimmermann für Arbeit bei St. Leonhard 5 fl 48 kr, dem Schreiner Peter Albrecht für Taglohn bei Aufrichtung des Altars 1 fl, dem Bildhauer Jakob Möderich 40 kr., der Magd des Malers 29 kr." Im Jahre 1717 waren nach der Jahresrechnung die beiden Bürgermeister Johann Ferdinand Rieß und Niklas Kucher Pfleger von St. Leonhard. Erst 1719 tritt neben Johann Ferdinand Rieß als 2. Pfleger der oben genannte O/Stättmeister Johann Jakob Kucher auf. Seehofer vermutet in seiner Schrift über St. Leonhard wohl mit Recht, daß bei der erst 1777 angebrachten Inschrift der Petrusstatue ein Erinnerungsfehler vorliegt. Fest steht jedenfalls, daß der Altar 1717 aufgestellt worden ist, ebenso steht fest, daß Johann Felderer sein Erbauer und Hans Georg Heberle der Maler des Altarblattes ist. Felderer starb schon am 16. September 1717 im Alter von 42 Jahren. Er hat zweifellos den ganzen Altar verfertigt; denn die kleine Summe von 40 kr, die dem Bildhauer Jakob Metterich (übrigens der Ehenachfolger von Felderer) ausbezahlt wurde, läßt doch nur auf eine kleine Arbeit, vielleicht die Beseitigung eines Schadens bei der Aufstellung, schließen. Außer Johann Georg Heberle, der die ungewöhnlich hohe Summe von 400 fl erhielt, ist kein anderer Maler genannt. Was dieses Bild dargestellt hat, wissen wir nicht. Bis 1777 dürfte es den Hauptaltar geziert haben. Seither ist es verschollen. Vielleicht kam es in eine Dorfkirche der Umgebung, wohin so viele Stücke aus hiesigen Kirchen, Kapellen und Klöstern gewandert sind.

In den folgenden Jahren muß noch viel zur Ausstattung des Inneren geschehen sein. 1719 erhielt der Maler Christoph Katzenstein für Wiederherstellungsarbeiten an den Bildnissen von St. Leonhard 9 fl 40 kr, 1720 (S. 62) Johann Georg Heberle wiederum 1 fl für Renovierung von 2 Engeln. 1722 verfertigte Johannes Gfröreisen 2 Kronen für 1 Marienbild samt Kind um 6 fl. 1723 bezahlte man Christoph Katzenstein für unterschiedliche Malereien 11 fl 30 kr. 1725 (JR. 67) erhielt der Benefiziat von St. Leonhard wegen des in den Hochaltar hineingemachten „Glorias" über die verabredeten 25 fl noch weitere 18 fl 46 kr. Trotzdem tritt 1732 (S. 73) wiederum eine Ausgabe für das „Gloria" auf und zwar 7 fl für den Maler Kaspar Urbon und 30 kr für den Bildhauer. Dann führen die Rechnungen noch eine Menge Kleinanschaffungen auf wie Blumenkrüge, die teilweise von einem Clemens Hörner aus Murnau geliefert werden, Kleider aller Art für Heiligen-

bildnisse, Faßarbeiten, Meßgewänder, Kelche, Evangelientafeln usw. Leider läßt sich nicht immer eindeutig feststellen, ob die Ausstattungsstücke einzig für St. Leonhard, oder auch für andere Kapellen dienten. Doch so viel ist sicher, daß damals das ganze Innere vollständig neugestaltet wurde. Auch in den folgenden Jahren hörten die Bauarbeiten in St. Leonhard und den anderen Gmünder Kapellen nicht auf, was größere Posten für Maurer- und Zimmerarbeiten beweisen. Einen gewissen Abschluß für die Ausgestaltung des Inneren von St. Leonhard brachten die Jahre 1744/45. Damals mögen noch größere Teile der gotischen Einrichtung vorhanden gewesen sein. Sie fügten sich schlecht in den Zeitgeschmack und bildeten einen unerwünschten Gegensatz zur barocken Pracht des Hochaltars von 1717. Nun wurden auch die Nebenaltäre ersetzt. Mit der Ausführung wurde der Bildhauer Jakob Metterich beauftragt, der schon mit einer kleinen Summe bei der Herstellung des Hochaltars genannt war. Vielleicht hat er schon 1717 und zuvor in der Werkstatt von Johannes Felderer gearbeitet, dessen Witwe er 1718 heiratete. Nach der JR. 1744 (S. 70) erhielt Metterich für die beiden Seitenaltäre in St. Leonhard 102 fl ausbezahlt. Georg Felderer malte die beiden Altarblätter Maria Himmelfahrt und St. Florian und erhielt dafür 1744 (JR. S. 65 und 68) 30 fl und 20 fl ausbezahlt. Ihm wurden 1745 auch die Faßarbeiten für die beiden Altäre um 137 fl übertragen (JR. S. 60). Noch im selben Jahre wurden die Altäre aufgestellt; denn nach der JR. 1745 (S. 60) erhielten die Handwerker für das Aufrichten dieser Altäre 3 fl 37 kr. Schlosser Josef Borst war mit der Herstellung des Eisengitters beauftragt worden, das 1744 verakkordiert wurde. 1747 wurde dieses aufgestellt. Der Mesner erhielt laut JR. 1747 (S. 64) für „Holz, so er hergegeben als man das Eisengitter eingoß“, 24 kr. Dem Schlossermeister Josef Borst aber wurden 1747 (JR. S. 60) 139 fl 56 kr ausbezahlt. Die Inschrift an dem Gitter lautet: „Anno 1747 ist dieses Gatter gemacht worden, sind derzeit Pfleger gewesen diese Herren: Franz Josef Wengert, Bürgermeister, Herr Franz Ignaz Jehlen, Bürgermeister und Herr Dominikus Geiger, Oberstättmeister und Buchhalter allhier.“ Im Jahr 1748 muß die Innengestaltung zum Abschluß gekommen sein; denn nach der JR. S. 60 wird „den Maurern für das Auskehren der Kirchen St. Leonhard, Herrgotts-Ruhe und St. Veit“ 8 kr bezahlt. In den beiden letzt genannten Kapellen müssen in jener Zeit größere Instandsetzungsarbeiten durchgeführt worden sein, worauf verschiedene Baurechnungen ohne genaue Bezeichnung wofür hinweisen. So wurden allein 1748 für Maurer, Ziegler und Schlosser 102 fl 36 kr., 1749 gar 169 fl 35 kr aufgeführt. 1756 (JR. 59) erhielt der Hochaltar ein neues Antipendium, wofür an Georg Felderer 15 fl, an Jakob Metterich 5 fl ausbezahlt wurden. Das Barock mit seinem reichem Prunke war nun also in die Kapelle eingezogen; aber noch zeigte der Bau die alten strengen gotischen Formen. Um jene Zeit arbeitete in Gmünd als hochbegabter Baumeister Johann Michael Keller aus Neckarsulm. Er hat eine Reihe schmucker Barockhäuser erstellt und verschiedene Klöster neu- oder umgebaut. Das Barockfieber, das damals die ganze Stadt ergriffen hatte, machte nun auch an den Kirchen nicht Halt. Eine Reihe von ihnen, wie die Kirchen der Augustiner, Franziskaner und Prediger wurden in wenigen Jahrzehnten in barocke Formen übergeführt. 1776/77 war die Reihe an St. Leonhard, das eine vollständige Umgestaltung erfuhr. Die hohen spitzbogigen Fenster wurden mit flachen Bögen abgeschlossen und das Mittelfenster am Chor zugemauert. An die Westseite war der Anbau eines Mesnerhauses vorgesehen, der dann 1782 durchgeführt worden ist. Dadurch wurde

das prächtige gotische Fenster des Westgiebels verdeckt und zum größten Teil zerstört. Da der Anbau des Mesnerhauses den Zugang zum Friedhof sehr erschwerte, wurde an der Nordwand ein 2. Eingang, dem an der Südmauer genau gegenüber, hergestellt. Diesem mußte der mittlere Hilfspfeiler weichen, der wohl 1544 dem Bau angefügt worden war. Die alte Einwölbung wurde durch eine neue flache Barockdecke mit Stichkappen ersetzt. Dadurch wurde die Höhe des Inneren um einige Meter erniedrigt, wie man noch auf der Kirchbühne sehen kann. Als vollends 1779 die Sakristei und 1782 das Mesnerhaus um 789 fl (JR. 39) angebaut worden waren, hatte das Kirchlein ein ganz anderes Aussehen bekommen. Zum Glück hatte ein begabter Baumeister die Arbeit in die Hand genommen, wodurch der Umbau zu einem voll befriedigenden künstlerischem Werke gedieh. Trotzdem mag man bedauern, daß St. Leonhard, vielleicht ein Werk der Parler, so völlig verändert worden ist. Erfreulicherweise blieb das schöne gotische Kreuz am Westabschluß des Giebels erhalten. Ein weiteres Glück war es, daß zur Innenausstattung der bedeutende Freskomaler Josef Wannenmacher gewonnen werden konnte, dem auch St. Katharina und St. Franziskus ihr schmuckes Innere verdanken. Auf hoher Stufe stehen auch die Stuckarbeiten. Mit Hilfe von Pater Dr. Paulus Weißenberger zu Neresheim konnte Josef Seehofer den Namen des Meisters feststellen. Es ist Laurentin Hieber, der am 28. März 1732 zu Neresheim geboren wurde. Nach Seehofer stuckierte er die Wallfahrtskirche zu Buggenhofen Landkreis Donauwörth und führte von 1775/76 auch die Stuckarbeiten in der Kirche zu Alfdorf Kreis Schwäbisch Gmünd aus. Dort war sein Namen fälschlich mit Huber angegeben worden. Da die Kirche zu Alfdorf von Johann Michael Keller erbaut worden ist, Keller auch schon an der Klosterkirche zu Neresheim gearbeitet hatte, läßt sich leicht erraten, wie Hieber nach Gmünd gekommen ist. Die Arbeiten in St. Leonhard führte Hieber zu gleicher Zeit wie diejenigen zu Alfdorf aus. Laut Jahresrechnung 1776 (S. 44) erhielt „der Stockhador" gemäß Akkord 215 fl. Dann werden wiederum dem „Stockhador wegen der Kanzel" im folgenden Jahre (S. 45) 140 fl ausbezahlt. Der Baumeister Johann Michael Keller erhielt nach der Abrechnung von 1776 (JR. S. 44) für seine Arbeit 1 102 fl 50 kr und im Jahre 1777 (S. 44) nochmals 80 fl 18 kr. Josef Wannenmacher werden laut Akkord (JR. S. 44) 750 fl ausbezahlt, dazu ihm und seinem Sohn Kostgeld 100 fl 36 kr und dann wieder „für seine Bagage hin und her samt Trinkgeld für seinen Sohn" 39 fl. Anschließend an diesen Betrag, und daher wohl auch für Wannenmacher, ist vermerkt (S. 45) „für Lisenen, Blindfenster und zwei St. Leonhard renoviert (damals mag also der alte Opferstock umgearbeitet worden sein) 50 fl," für Stuck im Chor 150 fl, Hinlieferung der Bagage und Trinkgeld für 2 Söhne 8 fl 2 kr, Farbe, Gold und Silber 64 fl 11 kr. Nochmals 1785 (S. 48) ist Wannenmacher mit 2 fl 45 kr in der Jahresrechnung aufgeführt. Der Meister wird wohl die Hauptarbeit geleistet haben, während die Söhne mit Nebenarbeiten beschäftigt wurden.

1776/77 werden auch die trefflichen Kirchenstühle geschaffen. Die JR. 1776 (S. 44) verzeichnet folgende Ausgaben: „Den Rosch verfertigt zu den Kirchenstühlen dem Zimmermann für Eichen- und Tannenholz, Dielen und Brettern 97 fl 32 kr, für Rahmenschenkel 8 fl 40 kr." Im folgenden Jahre werden die Meister genannt. Die JR. 1777 (S. 44) meldet: „Den Schreinern Felderer, Mohr und Beck wegen der Kirchstühle, der Kanzel und Sakristei bezahlt 186 fl 30 kr".

An der Ausgestaltung des Innern war auch Maler Felderer beteiligt. Er erhielt

für die Erneuerung des Choraltars und Fassung der Kanzel samt Farben und Gold 299 fl 51 kr. Dieser Betrag ist so hoch, daß wohl der alte Hochaltar von 1717 zum größten Teil neu geschaffen worden ist. Es dürfte sich wohl um denselben Georg Felderer handeln, der 1744 die beiden Altarblätter auf den Seitenaltären malte. Somit sind es besonders die verwandten Familien Metterich und Felderer, welche zum großen Teile für die ernste und würdige Stimmung, die die ganze Kapelle durchweht, verantwortlich sind.

Als Zimmermann ist Georg Fritz genannt, dem 38 fl ausbezahlt werden, während der Schlosser Josef Storr mit der verhältnismäßig kleinen Summe von 18 fl 54 kr genannt ist. Das Jahr 1776 (S. 38) verzeichnet noch die Anschaffung von 2 Pyramiden in Silber, wofür 18 fl ausgegeben wurden.

Zu gleicher Zeit wurde der Dachreiter samt Glockenstuhl, wohl auch von Georg Fritz, neu erstellt. Dafür werden an verschiedene Handwerker 230 fl ausgegeben. 1779 erhielt das Türmchen zwei Glocken aus der Gießerei Arnold Dinkelsbühl, die samt Fracht auf 56 fl zu stehen kamen. Die Gesamtauslagen für St. Leonhard betrugen 1776 = 2 877 fl 58 kr, für 1777 = 1 249 fl 4 kr, zusammen also 4 227 fl 2 kr. Dazu kamen noch die Ausgaben für die beiden Glöcklein.

Der neue Dachreiter bereitete bald große Sorgen. 1786 ging er vollständig aus den Fugen und mußte mit „starken eisernen Banden und Schraubenwerk" zusammengetrieben werden. Zur Behebung der Schäden mußten über 50 fl aufgewendet werden.

Nicht klar ist ein Eintrag JR. 1787 S. 46 „Wegen dem Baumeister Keller soll auf Befehl des Magistrats die Leonhardspflege vom Quartal Cinerum 1784 ab vierteljährlich 20 fl beitragen, macht in 3¾ Jahren 75 fl". Im selben Jahre (S. 48) werden an ihn nochmals 5 fl ausbezahlt. Ob diese Summen von 75 und 5 fl für Arbeiten in St. Leonhard ausbezahlt wurden, ist fraglich. Damals war es bei der Stadt üblich, Ausgaben, die mit der Leonhardspflege gar nichts zu tun hatten, ihr aufzubürden. 1789 erhielt Keller für eine eingefallene Mauer bei St. Leonhard 95 fl. (JR. 46). Es dürfte sich wohl um die Friedhofmauer handeln, für die in jener Zeit größere Ausgaben zu Buch stehen. — 1788 (S. 44) ist eine Ausgabe von 13 fl 36 kr erwähnt, „dem Schreiner Christian Neher für weitere Arbeiten an den Kirchstühlen zu St. Leonhard und der Totengräber Hütte".

Lange Zeit führte bei St. Leonhard nur ein breiter Holzsteg über die Rems. In der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde an dessen Stelle durch Kaspar Vogt eine steinerne Brücke erbaut. Wegen der starken Hochwasser der Rems mußte diese sehr hoch geführt werden. Dadurch wurde eine Auffüllung des Geländes an der Südseite der Kapelle bis zur Brücke nötig. Der ebenerdige Eingang zur Kapelle ging verloren, und das Innere konnte seither nur durch 7 abwärts führende Stufen erreicht werden.

Mit dem 19. Jahrhundert war für St. Leonhard eine schwere Zeit angebrochen. Die Pflege wurde 1802 aufgelöst und ihr Vermögen, soweit es nicht zur Schuldendeckung der Stadt verwendet worden war, der Armenkasse zugeteilt. Die Unterhaltung der Gotteshäuser, die Erfüllung der stiftungsgemäßen Verpflichtungen und die Besoldung der Geistlichen gingen auf die neu geschaffene Kirchen- und Schulpflege über. Der Staat ersetzte dieser 1822 einen Teil des beschlagnahmten Vermögens der „Vazierenden Pflege", mit der auch St. Leonhard in Verbindung gestanden hatte. Das Geld war nun knapp geworden. Daher wurde außer für die allernotwendigsten Instandsetzungsarbeiten in 100 Jahren nichts

mehr für St. Leonhard aufgewendet, und so verdarb das Innere vollständig. Besonders litten die Gemälde. Das gewaltige Fresko an der Westwand wurde mit Tünche überstrichen, und als man diese nach Jahrzehnten entfernte, war das Kunstwerk fast bis zur Unkenntlichkeit verblaßt und dicht mit Salpeter überzogen. So habe ich die Kapelle noch Ende des letzten Jahrhunderts gesehen. Da erbarmte sich Kaplan Franz Wendelstein des vernachlässigten Gotteshauses und sammelte seit 1898 Mittel für dessen Wiederherstellung. Dabei wurde er auch von der Stadt unterstützt, die schon 1900/1901 auf ihre Kosten neue Fenster aus Butzenscheiben von der Firma Ellenbeck — Stuttgart einsetzen ließ. Nach dem Wegzug von Wendelstein führte Rudolf Weser mit verstärktem Eifer die Sammlungen weiter. Ihm ist es zu danken, daß im Jahre 1906 mit der Wiederherstellung begonnen und diese dann bis Ende 1907 beendet werden konnte. Der Fresken nahm sich Gallus Roth an, der seine Aufgabe mit viel Verständnis, Geschick und Kunstfertigkeit löste. Die Gesamtkosten der Erneuerungsarbeiten betrugen mehr als 13 000 Mark.

Eine Ergänzung der Ausstattung erhielt das Kirchlein 1909 durch die Kreuzwegbilder. Sie hingen zuvor in der Johanniskirche, wurden bei der großen Renovierung 1869/83 entfernt und von Bildhauer Benz erworben. Dieser stiftete sie 1906 nach St. Leonhard. Nach ihrer Auffrischung wurden sie am 6. Juni 1909 eingeweiht.

Es war nun eine Freude, das schmucke Kirchlein in seinem alten Glanze wieder zu sehen. Selten hat ein Gotteshaus seine einstige barocke Ausstattung so vollständig in die Neuzeit hineingerettet wie St. Leonhard. Das Schwarz und Gold der Altäre und die leuchtenden Farben der Fresken erzeugen eine feierlich wehmütige Stimmung, für eine Friedhofskapelle wie geschaffen.

In höchste Gefahr kam St. Leonhard im Jahre 1945. Von den unsinnigen Zerstörungen jener Tage wurde auch die nahe liegende Remsbrücke betroffen. Sie wurde am 19. April 1945 ohne jede Warnung durch deutsche Pioniere gesprengt. Für St. Leonhard ging es noch glimpflich ab. Zwar wurden große Teile des Daches abgedeckt und die Fenster eingedrückt, sonst aber keine Schäden angerichtet. Die neue Brücke, die jetzt gebaut werden mußte, wurde in Spannbeton aufgeführt und konnte deshalb niedriger gehalten werden. Es war nun möglich geworden, einen Teil der Auffüllungen an der Südwand der Kapelle aus dem 17. Jahrhundert wieder abzutragen und die Stufen, die von dort in das Innere der Kapelle führen, von 7 auf 3 zu verringern.

Eine besondere Betrachtung verdienen die Glocken von St. Leonhard. Unter Benützung der Arbeit von Josef Seehofer sei folgendes bemerkt:

Von den beiden Glöcklein, die 1779 eingeschmolzen worden sind, ist nichts bekannt. Sie erhielten im selben Jahre Ersatz aus der Glockengießerei Josef Arnold - Dinkelsbühl. Eine von ihnen, die Leonhardsglocke, hat sich bis heute erhalten. Sie wiegt 52 kg, hat einen unteren Durchmesser von 45 cm und ist auf B gestimmt. Sie zeigt das Bild des hl. Leonhard und trägt die Umschrift: St. Leonhard ora pro nobis. Bewegter aber ist das Schicksal der 2. Glocke. Sie wurde im 1. Weltkrieg beschlagnahmt und für Heereszwecke verwendet. 1922 wurde sie durch eine neue Glocke aus der Gießerei Kurtz - Stuttgart ersetzt. Doch wurde auch sie, und zwar im 2. Weltkrieg, beschlagnahmt, 1942 abgenommen und kehrte nicht mehr zurück. Im Jahre 1949 erhielt sie durch eine Ave - Glocke aus der Glockengießerei Kurtz - Stuttgart Ersatz. Sie ist 94 kg schwer, hat einen un-

teren Durchmesser von 54 cm und ist auf Fis gestimmt. Die Glockengezier, Maria Verkündigung, entwarf Alfons Feuerle in Gmünd; die Glockeninschrift verfaßte der damalige Gmünder Kaplan Alfred Kees. Sie lautet:

PERPULSA SONO   MATRI IN THRONO
ANGELI LOCO   TER AVE VOCO

(Geschlagen nur kling ich — der Mutter auf dem Throne sing ich — an des Engels Stell — dreimal mein Ave hell). Möge diesem Glöcklein ein besseres Schicksal beschieden sein als seinen beiden Vorgängerinnen!

Seit den letzten großen Wiederherstellungsarbeiten sind nun mehr als 60 Jahre verflossen. Zur Erhaltung der Kapelle ist seither wenig geschehen. Einzelne Bildwerke sind leihweise (!) in fremde Kirchen gewandert. Die Fresken sind in Gefahr zugrunde zu gehen. So bildet die Kapelle heute wieder einen höchst unbefriedigenden Anblick. Erfreulicherweise hat das zuständige Pfarramt im Frühjahr 1969 die Zusicherung gegeben, daß man sich in Bälde des gefährdeten Heiligtums annehmen wolle. Möge dieses „in Bälde“ möglichst „bald“ geschehen!

m) Deutung des Bildwerks in der Kapelle

Rudolf Weser hat in einer schwer zugänglichen Arbeit (Kirchl. Anzeiger für die kath. Stadtpfarrei Gmünd 1907) den Bilderschmuck der Kapelle eingehend erklärt. Ich lege seiner Arbeit folgende Ausführungen zugrunde.

Das Altarblatt des Hochaltars, von Josef Wannenmacher 1776 ausgeführt, zeigt als Hauptfigur St. Leonhard als den Schutzheiligen der Gefangenen, Armenseelen und Bauern. Daraufhin deuten ein Kerker mit Gefangenen, das Fegfeuer und einige Haustiere. Über St. Leonhard schwebt Maria mit dem Kind, die große Fürbitterin in der Stunde des Todes. Zu ihr hebt St. Leonhard flehend die Hände. Maria ist von einem Kranze himmlischer Helfer umgeben: der Schutzengel führt seinen Pflegling zur Seligkeit empor; es folgen die 4 heiligen Jungfrauen: Margaretha, die den höllischen Drachen gefesselt hält, Apollonia mit Zange und Zahn, die Helferin in allem Erdenleid, neben ihr Barbara mit dem Turm, die Schutzpatronin der Sterbenden, und über ihr St. Dorothea, ein Körbchen mit Rosenblättern aus dem Paradies tragend, ein Sinnbild für die Freuden der Seligkeit. Das Bild flankieren die Gestalten von Petrus und Andreas. Die Inschrift der Andreasstatue lautet: „Renoviert 1777 unter dem Hochwohledlen, wohlweisen gestrengen Herrn Ferdinand Storr ab Ostrach, ältester Bürgermeister und Oberpfleger, der wohledle, wohlweise gestrenge Exelenz Herr Sebastian Doll, Oberstättmeister und Mitpfleger und Buchhalter allhier“. Der obere Teil des Altars zeigt die heilige Dreifaltigkeit; darüber schwebt ein Engel, der mit der Posaune die Toten aus den Gräbern ruft.

Die Fresken im Chor und Schiff sind sämtlich von Josef Wannenmacher 1776/77 ausgeführt worden und beziehen sich, wie bei einer Friedhofskapelle nicht anders zu erwarten ist, auf Erdenleid, Sterben und Leben nach dem Tode. Auf der linken Seitenwand des Chores ist der „Weg des Lebens“ dargestellt. Ein Engel begleitet einen Jüngling, vorbei an den Lockungen des Lebens, den steilen Weg hinauf zum Eingang des Paradieses, wo ihn die hl. Dreifaltigkeit erwartet. Gegenüber ist ein Armenseelenbild angebracht. Unter dem von Engelsköpfchen umschwebten

Auge Gottes steht Maria, die große Fürsprecherin am Throne Gottes. Auf ihrer Brust schwebt die Taube des Hl. Geistes mit dem Ehering im Schnabel. In ihrer Linken hält Maria Rosenkränze und Skapuliere. Unter ihr schweben vier Engel über dem Fegfeuer. Drei von ihnen reichen Rosenkränze und Skapuliere den Gepeinigten, während der vierte aus einem Meßkelch kleine Hostien in das Feuer hinabwirft. Gebet, gute Werke (Skapulier der Bruderschaften) und Meßopfer sind als die Hauptmittel dargestellt, den Leidenden im Reinigungsorte zu helfen.

Das Deckengemälde im Chor stellt die Auferstehung Christi dar. Die vier Medaillen rings um dasselbe versinnbilden die 4 letzten Dinge: Tod (Pfeil, Sanduhr und Sense), Gericht (ein Toter entsteigt vom Posaunenschall geweckt dem Grabe), Himmel (eine Seele schwebt dem geöffneten Himmel entgegen), Hölle (ein Greis mit Rad und Schlangen).

Das Deckengemälde des Schiffes zerfällt in einzelne Gruppen, die durch den Gedanken an Tod und Auferstehung zusammengefaßt werden. Im Vordergrund ist St. Leonhard dargestellt. Zwei aus der Kerkerhaft befreite Männer danken ihm; einige Haustiere kauern zu seinen Füßen, und von unten schlagen die Flammen des Fegfeuers empor, in denen einige Köpfe sichtbar sind. Die 2. Gruppe behandelt Maria Himmelfahrt, von der 1. Gruppe durch eine Palme geschieden. Unten ist das leere Grab Mariens zu sehen, darüber ein von Engeln gezogener Thronwagen, in welchem Maria zum Himmel auffährt, wo sie von der heiligsten Dreifaltigkeit und einer Schar von Engeln empfangen wird.

Die 3. Gruppe behandelt die Auferstehung, dargestellt in der Erweckung des Lazarus'. — Seitlich, durch einen Grabstein von der 3. Gruppe getrennt, erblickt man als letzte Gruppe St. Florian, wie er hoch auflodernde Flammen (das Fegfeuer) löscht.

Dieses große Fresko ist von 8 Medaillen umrahmt, welche die 3 göttlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung, Liebe), die 4 Grundtugenden (Klugheit, Mäßigung, Enthaltsamkeit und Starkmut) und anschließend noch die Glückseligkeit als Belohnung eines tugendhaften Lebens zeigen.

Am Chorbogen sind die Wappen der damaligen Pfleger von St. Leonhard in Fresko ausgeführt: Bürgermeister Ferdinand Storr von Ostrach und Oberstättmeister Sebastian Doll.

Die ganze Westwand nimmt das Fresko des Weltgerichtes ein. Es zeigt im unteren Teil die Auferweckung der Toten und die Scheidung in Selige und Verdammte. Zwischen beiden Gruppen steht St. Michael mit Waage und Flammenschwert. Darüber schweben Engel mit Posaunen. Zu oberst thront das Weltgericht: Christus inmitten der Schar seiner Heiligen.

n) Nebenanlagen bei St. Leonhard

Zu St. Leonhard gehörte wohl von Anfang an ein Friedhof, der vielmals erweitert wurde. (Über seine Geschichte s. „Gmünder Heimatbl. 1956 S. 44 ff!). Auf ihm stand ein „Ölberg mit einem Körperhäuslein“ (Carner). In den Jahresrechnungen von 1706—1708 werden mehrmals größere Ausgaben für Arbeiten an diesen Bauten aufgeführt, so 1708 für Zimmermann, Maurer und Ziegler 29 fl 21 kr. Auch ein Drechsler erhält 1708 für Arbeiten am Ölberg 3 fl. (S. 62). Es scheint sich hier um ein kapellenartiges Gebäude zu handeln, unter dem oder an

dieses angebaut, sich das Beinhaus befand. 1706 erhalten 3 Taglöhner, welche die „Totenbeiner in den Ölberg auszutragen hatten", 4 fl 45 kr bezahlt. Wahrscheinlich wurde damals ein Feld des Friedhofs für neue Beerdigungen geräumt. Der Ölberg samt dem „Beinerhäuslein" ist verschwunden. Doch befindet sich heute noch eine ganz verwahrloste Grube als Rest eines 2. Beinhauses an der Nordseite von Unseres-Herrgotts-Ruhe, wie ich noch 1965 feststellen konnte. Die Beinhäuslein wurden auf obrigkeitlichen Befehl 1828 entfernt und für sie an der Nordseite der Kirchhofmauer ein Kruzifix aufgestellt. So meldet die Pfarrchronik S. 111 (Münsterpfarramt). 1727 (JR. S. 25) ist auch ein Kerkerhäuslein und ein Totenhäuslein erwähnt (JR. S. 25 und 74).

Eine Reihe bemerkenswerter Grabsteine, meist aus dem 18. Jahrhundert, sind an der Nordwand der Kapelle aufgestellt worden. Sie betreffen besonders die Familien Stahl, Doll und Romerio. Der Haupteingang zum Friedhof von der Aalener Straße her ist durch 2 Standbilder, St. Johann Nepomuk und die Unbefleckte Empfängnis, geziert. Ursprünglich standen sie auf der alten Remsbrücke beim Bahnhof, wurden dann auf die Pfeiler des Westeingangs zum Friedhof gesetzt und nach dem 2. Weltkrieg auf ihren jetzigen Platz gebracht. Sie wurden 1765 von Bildhauer Schwertlin in Dillingen geschaffen.

Seit 1965 ist an die Ostseite des Chors von St. Leonhard ein altes Sühnekreuz angelehnt, das deutlich in arabischen Ziffern die Jahreszahl 1241 zeigt. Diese Jahreszahl kann nicht stimmen, da das Kreuz unverkennbar spätgotische Formen zeigt. Es ist über der Erde 1,20 m hoch; die Spannweite der Querbalken beträgt 0,86 m; mit seinem Fuße reicht es 0,81 m in die Tiefe. Früher stand es an der Bundesstraße 29 bei der Rinderbacher Mühle. Wegen Straßenerweiterungen wurde es vor 60 Jahren näher an die Stadt an das Remswehr versetzt. Neue Pläne zum Straßenbau machten eine nochmalige Versetzung an den jetzigen Standort nötig. Vom Kreuz selbst ist nichts bekannt.

o) Hermann Kissling: *Die Apostelstatuetten in der St. Leonhardskapelle*

Wie kleine Säulenheilige (35 cm hoch) stehen sich die zwölf Apostel mit Christus und Maria auf hohem Gesims im Chor gegenüber. Trotz ihrer Einzigartigkeit in unserer Gegend, es handelt sich nämlich um Alabasterfiguren der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hat sich bislang niemand für sie interessiert. Dazu mag ihre bescheidene Größe, mehr noch der ungünstige Standort beigetragen haben. Die barock ausgestattete Kapelle mit Decken- und Wandbildern, mit Altären und Chorgitter, mit Stuck und Zierrat übt einen höheren Sinnenreiz aus als die kleinen, marmorartig schimmernden Gestalten, die gelassen auf ihren Podesten stehen. Von ihnen ist der Pilger Jacobus major abgebildet, der in der Rechten die Kürbisflasche hält und mit der Linken das offene Buch vorweist. Dieses Stehen im klassischen Kontrapost, dieses Halten und Blicken geschieht ohne gewollte Betonung. Sein langfallendes Gewand bauscht kein Wind, seine Seele bleibt ruhig. Er ist zurückhaltender gestimmt als die greifbar nahen Altarfiguren des 18. Jahrhunderts. Angesichts dieser kleinen Figur, von der alles Kleinliche ferngehalten ist, fühlt man sich nicht an die Apostel des Pfingstwunders erinnert, wohl aber an den Auftritt des Apostels Paulus auf dem Areopag in Athen. Neben den Abzeichen des Pilger-Apostels ist das wichtigste Merkmal der Heiligkeit sein schönes Dasein, wie bei den Göttergestalten der Antike.

Man weiß noch von weiteren Alabasterarbeiten in Gmünd. Die St. Veitskapelle hatte ein Altärchen aus diesem Material und im hiesigen Städtischen Museum hat sich das Bruchstück eines kleinen Ölbergreliefs aus Alabaster erhalten, das man der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts zurechnet.

2. Die St. Josen- oder St. Georgspflege

Wahrscheinlich unter Friedrich dem Einäugigen von Staufen, Herzog von Schwaben, wurde um 1110 die alte Siedlung Gmünd mit einer neuen Befestigungsanlage umfangen. Sie ist im Stadtplan noch recht gut erkenntlich. Ihre Grenzen verlaufen Kalter Markt, Königsturm, Remszeitung, St. Loreto, Turniergraben, Badmauer, Waisenhausgasse, durch den Spitalhof und zurück zum Kalten Markt. Die Wirtschaftsgebäude des Spitals, heute der Neubau, wurden später in diese Anlage einbezogen. Die letzten Türme aus dieser Zeit, der Kapellenturm beim Neubau des Sparkassengebäudes in der Kappelgasse und das innere Bockstor bei der ehemaligen staatlichen Gehörlosenschule wurden am Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen. Von der Mauer haben sich nur noch einige kümmerliche Reste hinter dem Finanzamt am Turniergraben, an der Badmauer, der Waisenhausgasse und im Spitalhof erhalten. Was hier von Friedrich dem Einäugigen geschaffen worden ist, entsprach einer Neugründung der Siedlung, die dann um 1160 von Friedrich Barbarossa zur Stadt erhoben wurde. Die junge Anlage entwickelte sich überraschend schnell. Schon um 1300 waren weite Vorstädte entstanden, die alsbald bis etwa 1450 mit neuen Befestigungsanlagen umzogen wurden. Von ihnen stehen noch 6 Türme und größere Mauerstücke in der Honiggasse und beim Rinderbacher Tor. Eine dieser Vorstädte entwickelte sich längs des Mühlbaches, der vom Spital kommend noch vor wenigen Jahren die Ledergasse in ihrer ganzen Länge durchfloß. Zu beiden Seiten des Kanals lagen, wie heute noch, große unbebaute Flächen, das einstige Remsbett. Dem Mühlbach entlang siedelten sich die Gerber an, die zuvor in der Schmiedgasse ihre Werkstätten besaßen. Der weite, unwirtliche Platz bot ihnen Gelegenheit zur Anlage von Lohgruben, und im Bach konnten sie die Häute wässern. An seinem unteren Ende entstand eine Walkmühle und das städtische Schlachthaus, dessen Abfälle auf kürzestem Wege zur Stadt hinausgeführt werden konnten.

Diese Vorstadt bildete einen ziemlich scharf abgegrenzten Block. Im Osten wurde er durch das Spital, im Westen durch den Josefsbach, im Süden durch die alte und im Norden durch die neue Stadtmauer begrenzt. Den Zugang bildete eine Verkehrsstraße 2. Ranges, die beim Spital durch das Arentor zum Marktplatz führte. Auf der westlichen Seite schloß ein weiterer Torturm die Vorstadt ab, der mitten in der Straße zwischen der heutigen Landeszentralbank und dem Anwesen Manuwald sich erhob. Man konnte durch dieses Tor über eine Holzbrücke zu einer 2. untergeordneten Straße gelangen, die ins Taubental, dann über Wetzgau und Alfdorf nach Welzheim führte. Es war aber auch möglich sogleich nach dem Tor links abzubiegen, und man erreichte dann beim Fünfknöpfigen Turm die große Straße Gmünd-Cannstatt. Solche in sich abgeschlossene Stadtbezirke, vielfach noch durch verwandte Berufe zusammengehalten, schufen sich gerne eigene kleine Gotteshäuser. Die Pfarrkirche war für die größeren feierlichen Gottesdienste bestimmt; zudem war sie abends, wenn die inneren Stadttore geschlossen waren,

nicht mehr zugänglich. Eine Kapelle aber inmitten der Vorstadt trug familiären Zuschnitt. Hier kamen die Nachbarn zu kleinen Gottesdiensten zusammen, besonders in Not- und Sterbenszeiten, zu „Betstunden“ bei allen möglichen Gelegenheiten und bei Gassenprozessionen. Hier fanden sie die ihnen besonders vertrauten Heiligen, und es war eine große Sache, wenn in ihrer Kapelle eine Messe gelesen oder gar eine Predigt gehalten wurde. Höhepunkte des Jahres aber bedeuteten die Tage des Patroziniums und der Kirchweihe. Stets war das Bestreben vorhanden, für die Vorstadtkirche möglichst bald einen eigenen Kaplan zu gewinnen. So sehr war die Kapelle der Mittelpunkt der dortigen Bürgerschaft, daß die ganze Vorstadt bald nach ihr den Namen bekam.

So war es auch in der nordwestlichen Vorstadt im Flußwinkel von Rems und Josefsbach. Die Bürger daselbst erbauten sich *ihr* Gotteshaus und erwählten sich als dessen Patron St. Jodokus, volkstümlich St. Jos genannt. Von nun an hieß ihre Vorstadt die Josenvorstadt, der benachbarte Torturm der Josenturm.

St. Jodokus, Jost, oder Jobst war nach der Legende ein Königssohn aus der Bretagne. Er verzichtete auf den Thron, wurde Priester und lebte lange Zeit als Einsiedler. Da sich ihm bald viele Gleichgesinnte anschlossen, gründete er 665 die Einsiedelei St.-Josse-sur mer. Von hier aus unternahm er eine Wallfahrt nach Rom, zog sich aber dann von seiner Gründung zurück und beschloß, angeblich 669, als Einsamer sein Leben. Sein Fest wird am 13. Dezember gefeiert. Im 9. Jahrhundert kam seine Verehrung nach Deutschland und verbreitete sich aus der Gegend von Trier über das ganze Reich. St. Jos galt besonders als Helfer in Pestzeiten, wurde aber auch als Patron der Pilger verehrt, weshalb er im Pilgergewand mit Stab und Muschel dargestellt wird.

Über die Gründung der Josenkapelle ist uns nichts bekannt; doch ist schon um 1400 und dann 1402 und 1409 (Reg. 275 bis 277) von einem Josentor die Rede. Die Art der Verehrung des Heiligen hilft uns etwas weiter. 1347/49 herrschte in ganz Deutschland der „Schwarze Tod“, die Pest. Es ist möglich, daß die damalige Seuche den Anlaß zur Erbauung einer Kapelle zu Ehren des Pestheiligen gab. Da er auch Patron der Pilger war, wurde sein Heiligtum nahe an den Torturm gebaut, wo sich die Wege nach der Hauptstraße und zu den Höhen bei Wetzgau und Alfdorf trennten. Viel früher kann die Gründung der Kapelle nicht erfolgt sein, da die Vorstädte kaum vor 1300 entstanden sind.

Von Anfang an scheint in der Kapelle Gottesdienst abgehalten worden zu sein. Das Eigentumsrecht an ihr besaß die Stadt. Im „Verzeichnis der Zinsen, Gülten und Zubehör der Messen, die von der Stadt belehnt werden“ (um 1400), ist Seite 18 auch St. Jos aufgeführt (Reg. 275). Die Kapelle dürfte damals schon einen eigenen Geistlichen besessen haben; denn das genannte Libell verzeichnet als Besitz der Kapelle bereits ein gutes Meßbuch samt Kelch, 3 Altartücher, eine Albe mit „Umler“ (?), 2 Ampeln und 1 kleines Glöcklein, was auf einen regelmäßigen Gottesdienst schließen läßt. Auch ein „Clüselin“, also eine Mesnerwohnung, ist aufgeführt. Das Vermögen war allerdings noch recht dürftig. Als Einkünfte sind angegeben: aus dem Garten der Fachsenfelderin in der Eselsgasse neben Hans Vierabend und Cunrad Back 13 ß, aus dem Haus des Webers Hans Gaissach von Aalen neben dem Haus der Mätzlin Bader 8 ß 4 h, aus der Klause bei der Kapelle 1 ℔ h, von Hans Scheffel jährlich 9 ß h. Davon allein konnte der Geistliche natürlich nicht leben. Auf einen Gottesdienst in der Kapelle läßt auch eine

Urkunde von 1426 (Reg. 279) schließen, in welcher es heißt, daß von einem Zins aus einem Hause samt Hofraite 8 ß an die Messe in der Josenkapelle gehen. Der Gottesdienst scheint wieder eingestellt worden zu sein, und die Kapelle zerfiel. Das verrät die Urkunde vom 3. Oktober 1463 (Reg. 280).

Damals stiftete Hans von Nenningen d. Ä. an die Kapelle St. Jos und St. Jörg 6½ ℔ jährlichen Zins und gibt den Pflegern den Auftrag dafür zu sorgen, „daß die Kapelle wieder hergestellt und ein Priester bestellt wird". Dieser soll zu einer wöchentlichen Messe mit Vigil und Placebo verpflichtet werden.

Die Stiftung wurde bald erweitert. Am 1. August 1472 (Reg. 281) stiften Konrad Ützlin von Tainbuch, Kirchherr zu Böhmenkirch, Jörg von Horkheim und Hans Liebermann d. Ä., B. z. G., mit Wissen und Willen des Bischofs Johannes von Augsburg, von Bm. u. Rat zu Gmünd, des Pfarrers Hans Hammerstetter, des Magisters Martin Burkhart, Dr. der Arznei (von Boppenweiler), und seiner Ehefrau Margaretha Liebermännin, Tochter des Hans Liebermann, eine ewige Messe in die Kapelle zu St. Jos. Sie knüpfen daran folgende Bedingungen: Die Lehenschaft der Messe gehört zunächst Jörg von Horkheim und Hans Liebermann. Nach dem Abgang des 1. Priesters steht sie Bm. und Rat der Stadt zu. Der Priester soll wöchentlich 3 Messen lesen, eine Seelenmesse am Montag, die beiden anderen nach Belieben. Die Stiftung wird am 12. September 1472 (Reg. 282) von Bischof Johann von Augsburg bestätigt. Am 1. August 1475 (Reg. 283) wird die Stiftung dahin abgeändert, daß jeden Montag und Freitag eine Messe gelesen werden mußte, die 3. Messe konnte an einem beliebigen Wochentage gehalten werden. Die Änderung mag wohl davon herrühren, daß inzwischen Hans Liebermann d. Ä. gestorben war, für den eine der Seelenmessen bestimmt war. Für diese neue Stiftung erhält die Messe von Schenk von Schenkenstein 12 Malter Korn (Dinkel) und 2 Gütlein zu Mögglingen. Die Stifter selbst erweitern ihre Stiftung durch eine Reihe von Zinsen (Reg. 284). Nun hatte die Kaplanei wenigstens vorerst eine gesicherte Grundlage. 1492 ist uns (Reg. 287) zum erstenmale in Magister Thomas Rauscher der Name eines Geistlichen der Josen-Kapelle überliefert.

Am 19. August 1516 wurde Jakob Mergetheim auf die Josenkaplanei ernannt. Aus seinem Diensteid — der übrigens dem der Kapläne der anderen Pflegschaften sinngemäß vollständig entspricht — erfahren wir genau seine Verpflichtungen (Reg. 291). Er hat montags, mittwochs und freitags eine Messe zu lesen. Die Freitagsmesse mußte gelesen werden, auch wenn auf diesen Tag ein Fest fiel. (Es handelt sich offensichtlich um die Seelenmesse für die Familie Liebermann). Die beiden anderen Messen können nach Bedürfnis verlegt werden. Der Kaplan darf keine weitere Pfründe annehmen, wenn er durch sie in seinem Dienste bei St. Jos gehindert würde. Ohne Erlaubnis von Bm. u. R. darf er seine Pfründe nicht tauschen, verleihen, noch aufgeben. Das Pfründeinkommen darf nicht geschmälert werden. Sein Recht hat er nur beim Stadtgericht zu suchen und darf die Stadt in geistlichen Dingen mit „Bännen" oder anderen Sachen in ihren Rechten nicht beschweren. Er soll ein priesterliches Leben führen und seinen Pfründherrn Achtung entgegenbringen. An den 4 Hochzeiten Unseres Herrn und Unser Lieben Frauen, an der Kirchweihe, den Kreuzfesten und an Fronleichnam hat er in der Pfarrkirche mit Beten, Singen und Lesen mitzuwirken. Er soll wie andere Kapläne dem Pfarrer gehorsam sein und ihn auf sein Ansuchen im Dienst unterstützen.

Die Georgspfründe besaß ein eigenes Kaplaneihaus. 1567 Oktober 18 (Reg. 306) ist von einem St. Jergen-Pfründhaus im Glinkhartsgäßlein (heute Freudental) und

1581 September 12 (Reg. 312) von „Veit Heckhen Pfründhaus“ die Rede. Heute gehört zur Georgskaplanei das Gebäude Münstergasse 3 mit schönem spätgotischen steinernen Eingang und hübschem Fachwerk. Wann dieses Haus der Georgskaplanei zugewiesen wurde ist nicht bekannt. Auffallend ist, daß in der Urkunde vom 3. Oktober 1463 (Reg. 280) plötzlich von einer Kapelle St. Jos und St. Jörg gesprochen wird. Das hat verschiedene Heimatforscher zu irrigen Schlußfolgerungen verleitet. Die Oberamtsbeschreibung von 1870 weiß S. 262: „Die St. Georgskapelle, 1827 abgerissen, in der Ledergasse oder St. Georgsvorstadt, am Turm des unteren Tors. — Die Josenkapelle am ehemaligen St. Josentor.“ Grimm (Gesch. d. Reichsst. G.) berichtet S. 353 von einer Georgskaplanei, die 1463 gestiftet worden sei, und (S. 356) von einer Georgskapelle in der Ledergasse, die 1827 abgebrochen worden ist, und bemerkt, „den Turm, an den diese Kapelle angebaut war, hieß man den Kapellenturm“. Das ist vollständig falsch; denn der Kapellenturm stand in der Kappelgasse, die von ihm den Namen erhielt. Von St. Jos weiß er nichts. Dom. Debler zeichnet in seinen Stadtplan um 1800 (StA. Kartensammlung) die Lage der Kapelle deutlich ein. Er, der 1756 geboren ist, hat die Kapelle Jahrzehnte hindurch gesehen und auch ihren Abbruch erlebt. (Debler starb 1836). Nach dieser Zeichnung ist zwischen der Kapelle und dem Torturm ein beträchtlicher Abstand. Sein Plan stimmt mit der amtlichen Vermessung der Stadt 1831 überein. Schon 1827 beschloß der hiesige Gemeinderat, das Grundstück der ehemaligen St. Georgskapelle vermarken zu lassen. Dadurch ist die genaue Lage der Kapelle eindeutig bestimmt. Auch Georg Stütz in seinem „Heimatbuch 1920“ Bd. I S. 19 spricht irrtümlich von zwei Kapellen, „die beide 1827 zerstört worden sind“.

Auf die richtigen Verhältnisse führt uns die Urkunde von 1463 (Reg. 280). Bis zu diesem Jahre tritt nur der Name Josenkapelle auf, ebenfalls nur Josentor. Die Urkunde berichtet, daß damals die Kapelle nicht mehr benutzt und auch kein Kaplan vorhanden war, der die Gottesdienste besorgte. Das änderte sich durch die Stiftung des Hans von Nenningen(Reg. 280) und die Zusatzstiftungen von 1472 (Reg. 281). Die Bestätigungsurkunde von 1472 (Reg. 282) spricht schon von einem Kaplan. Man kann auf Grund dieser Urkunden fast von einer Neugründung der Josenpfründe sprechen. Damals muß eine Patronatserweiterung oder eine Patronatsänderung erfolgt sein, bei welcher St. Georg neu aufgenommen worden ist. Seit diesem Jahre heißt die Kapelle bald Josen- bald Georgskapelle und die dazu gehörige Vorstadt einmal Josen-, ein andermal Georgsvorstadt. Der Name Josenkapelle taucht noch bis 1681 auf (Reg. 281, 293 und wiederum 305 und 327). Dann aber wird er mehr und mehr von St. Georg oder Jörg verdrängt (Reg. 294, 296, 302, 305, 308). St. Jodok scheint ganz vergessen worden zu sein. In den Jahresrechnungen von St. Leonhard, die erst aus späterer Zeit erhalten sind, wird nie sein Bildnis oder ein Altar von ihm erwähnt. Dom. Debler (V S. 924) schreibt, daß im St. Georgskirchlein nur 1 Altar vorhanden sei und zwar der des hl. Georg auf der Säule. Von einem hl. Jodokus weiß er nichts. Es ist auch kein Patrozinium St. Jodokus bekannt, und sein Fest am 13. Dezember ist in der Kapelle nie gefeiert worden.

Es liegt nahe zu vermuten, daß auf Jörg von Horkheim die Änderung des Patroziniums zurückzuführen ist. Er ist 1472 (Reg. 282) stark an der Zusatzstiftung zur Messe an der Josenkapelle beteiligt, ja, es ist in der Stiftung ausdrücklich bestimmt, daß die Lehenschaft und das Vorschlagsrecht zwar der Stadt gehören

sollen, aber „zuerst am Anfang mir Jergen von Horkheim und Hansen Liebermann zugehöre". Jörg von Horkheim ist auch bei den Sieglern dieser Urkunde. Er muß also zu den einflußreichsten Stiftern gehört haben. Dem steht allerdings entgegen, daß die Kapelle schon in der Urkunde 1463 (Reg. 280) zu St. Josen und St. Jörgen genannt wird. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß zwischen Hans von Nenningen d. Ä., von dem 1463 die Bestellung eines Priesters ausging, und Jörg von Horkheim enge verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Auffallend bleibt es immerhin, daß erst seit dieser Zeit der Name Georgs- oder Jörgenkapelle, vielleicht veranlaßt durch Horkheims Namenspatron, auftritt.

Der Name St. Jos und St. Jörg in Gemeinschaft tritt nur noch einmal 1552 (Reg. 301) auf. Das Volk mag sich noch längere Zeit an den alten Namen Josenkapelle gehalten haben, während die amtliche Bezeichnung sich seit 1537 fast ganz auf St. Georg festlegte. Dieser Name hat sich auch bis heute in der Georgskaplanei (Münstergasse 3) erhalten. Die Kaplanei kann wohl ihren Ursprung auf die Georgenkapelle zurückführen; aber spätere Zeiten gaben ihr ganz andere Aufgaben. Eine Zeit lang führte die Kaplanei den Namen Heckhen-Pfründe. (Reg. 297, 298, 300, 312). Er geht auf einen Kaplan Veit Heckh zurück, der am 1. August 1538 an Stelle des verstorbenen Sebastian Dietel auf die St. Jörgenkapelle verpflichtet wurde. (Reg. 296). Veit Heckh war 1513 Vikar zu Weiler in den Bergen (SpA. Reg. 753, 754), wurde dann 1533 Kaplan zu St. Leonhard (Reg. 73) und nun von St. Georg. Nach Dom. Debler (IV 379) hatte er 1552 neben St. Georg auch die Pfründen von St. Jakob und St. Helena inne. Er starb nach dem Verzeichnis der Kleinen Priesterbruderschaft am 23. März 1552.

Als Messe, die unter der Herrschaft der Stadt stand, war deren Verwaltung die in Gmünd übliche. Sicherlich wurden sofort nach der Erbauung der Kapelle städtische Pfleger aufgestellt. Die ersten uns mit Namen überlieferten sind 1463 Klaus Schleicher und Heinrich Jeger (Reg. 280). Sie schlossen im Namen von Bm. und Rat, welche die Oberpfleger waren, Verträge ab, führten über Einnahmen und Ausgaben Buch und legten zu Beginn des Jahres vor dem Magistrat Rechnung ab. Ihr Amt dauerte 1 Jahr, konnte aber stets verlängert werden, was in der Regel geschah. Paul Goldsteiner und Heinrich Dapp sind von 1572—1587, Bernhard Wandel von 1572 bis 1579 als Pfleger nachweisbar. Ihre Arbeit war verhältnismäßig einfach, da die Pflege nur wenige Güter und keine allzu großen Kapitalien besaß. So weit der Beruf der Pfleger angegeben ist, läßt sich erkennen, daß sie der obersten Bevölkerungsschichte entnommen wurden. Zum mindesten gehörten sie dem Rat oder dem Stadtgericht an. Paul Goldsteiner, Heinrich Dapp und Michael Hein sind z. B. Bürgermeister, wenn sie zunächst auch als Stättmeister auftreten. 1587 werden zum letztenmale Pfleger von St. Georg genannt. Um diese Zeit muß es geschehen sein, daß die Pflegen von St. Georg, St. Veit, St. Margaretha, St. Theobald und Herrgotts-Ruhe mit der Leonhardspflege vereinigt worden sind. Von nun an verwaltete diese die gesamten Einnahmen und Ausgaben der genannten Pflegen gemeinschaftlich.

Von Anfang an war mit der Kaplanei eine Mesnerstelle verbunden; denn schon das Verzeichnis um 1400 (Reg. 275) führt ein „Clüselin" auf. Der Mesner hatte wie die anderen der Stadts einen Verpflichtungseid zu leisten. Als die kleinen Pflegen um 1587 zusamengelegt wurden, übernahm er auch noch das Mesneramt von S. Nikolaus in der Kappelgasse. Nach der Jahresrechnung von St. Leonhard 1797 erhielt er, weil die Nikolauskapelle abgebrochen wurde, eine Zulage von 10 fl und dazu noch

5 fl, und da die Georgskapelle zu einem Magazin eingerichtet wurde, weitere 3 fl. Er dürfte neben der Mesnerei wohl noch ein Handwerk betrieben haben, denn von solch bescheidenen Einkünften konnte er nicht leben. So ist 1808 als Mesner von St. Jos ein Goldschmied, Albert Keller, genannt.

Weitere Schicksale der Kaplanei. Am 23. August 1503 (Reg. 290) wurde der jeweilige Kaplan von St. Georg gegen Bezahlung einer einmaligen Summe von 100 fl als vollwertiges Mitglied in die Priesterbruderschaft aufgenommen. Das war für ihn von großem Vorteil. Zunächst nahm er an allen guten Werken der Priesterbruderschaft als einer Gebetsverbrüderung teil; dann aber flossen ihm aus dem recht beträchtlichen Vermögen der Bruderschaft alljährlich größere Beträge zu.

Die Reformation brachte auch der Georgskaplanei große Erschütterungen. Die Zahl der Geistlichen der Stadt sank durch die erbittert geführten Religionskämpfe sehr rasch und sehr stark, so daß es bald unmöglich war, alle Pfründen zu besetzen. Zudem waren durch die Geldentwertung die Einkünfte der Kaplaneien so stark geschwächt worden, daß sie zu einem standesgemäßen Auskommen nicht mehr reichten. Das mag auch der tiefste Grund gewesen sein, daß man um 1587 die kleineren Pflegen in der Leonhardspflege zusammenfaßte. Auch St. Georg konnte nicht mehr besetzt werden. 1574 bis 1607 und dann wieder 1659 und 1682 (Reg. 309, 313, 316, 322, 325, 326,) wird sie als vazierend aufgeführt. Folgerichtig sind aus diesen Jahren auch keine Kapläne bekannt. Während dieser Zeit wurde die Georgspfründe mit anderen gekoppelt, so 1552 und 1557 mit St. Helena (Reg. 301, 303), nach D. Debler IV, 379 sogar noch mit St. Jakob. Erst seit 1620 trat eine merkliche Besserung ein.

Als 1762 hier das Kollegialstift errichtet wurde, erfolgte eine Umgruppierung der Kaplaneipfründen. Es wurden 9 Kanonikatstellen errichtet, von denen St. Georg die fünfte bildete. Die Besoldung der hiesigen Geistlichen wurde aus diesem Anlaß allgemein erhöht. Die St. Georgspfründe traf es eine jährliche Zulage von 60 fl. Ihr Inhaber, Josef Wendelin Mayer, mußte wohl noch die Verpflichtungen eines St. Georgskaplans erfüllen, im übrigen war er als Stiftsherr in der Hauptsache an der Kollegiatkirche eingesetzt. 1803 wurde das Kollegiatstift wieder aufgehoben. Das Vermögen der mit St. Leonhard vereinigten Pflegen wurde, soweit es nicht zur Schuldendeckung der Stadt verwendet wurde, mit dem Vermögen anderer Pflegen zur Armenpflege zusammengefaßt. Die Besoldung der Geistlichen und die Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse aber wurden der neu gegründeten Kirchen- und Schulpflege übertragen. Die Zahl der Geistlichen wurde auf 8 vermindert. Nach der vollständigen Neuordnung der hiesigen Seelsorge auf Grund des Erlasses des Kath. Kirchenrats vom 18. Okt. 1810 wurde der St. Georgskaplan wie die übrigen Geistlichen zur allgemeinen Pfarrseelsorge eingeteilt. Von seiner früheren Aufgabe verblieb ihm nur noch die Verpflichtung, jeden Montag eine hl. Messe für die Stifter seiner Pfründe zu lesen. Seit 1803, spätestens 1810, hörten die regelmäßigen Gottesdienste in St. Georg auf. Die „Beschreibung der Kaplaneistelle St. Georg 1824“ (Registratur der Georgskaplanei) verzeichnet, daß die Messen, zu denen der St. Georgskaplan verpflichtet war, „schon beträchtliche Jahre her in der Pfarrkirche gelesen“ werden. 1827 wurde die St. Georgskapelle abgebrochen und dadurch die Kaplanei heimatlos. Erhalten hat sich von ihr nur noch der Name St. Georg-Kaplanei. Heute weiß kaum einer der Gmünder noch, wo einstens diese Kapelle gestanden ist.

Das Vermögen der St. Georgspfründe

Das Vermögen der St. Georgspfründe war und blieb durch die Jahrhunderte hindurch gering. Die Gültbeschreibung um 1400 (Reg. 275) verzeichnet im ganzen ein jährliches Einkommen von 2 ℔ 12 ß 4 h. Die Stiftungen von 1463 und 1472 (Reg. 280, 281) brachten einen beträchtlichen Zuwachs 6½ ℔ und 12 Malter Dinkel, die Einkünfte aus 2 Gütlein zu Mögglingen und die Zinsen aus 7 Häusern und Grundstücken, die allerdings recht gering waren. Die folgenden Urkunden verzeichnen wohl immer wieder einen Zuwachs an Zinsen, die auf ein bescheidenes Anwachsen des Vermögens schließen lassen: aber die Pfründe ist immer arm geblieben. Eustachius Jeger berechnet 1707 in seiner Gamundia Rediviva S. 74 die Einkünfte von St. Georg folgendermaßen:

Aus Gülten, Zinsen u. a.	44 fl 52 kr
Beitrag der Vazierenden Pfründe	100 fl
Mettenpräsenzen aus dem Spital	5 fl 44 kr
Zusammen	150 fl 36 kr

Dazu bemerkt er „Hat keine Nebengefälle".

1803 wurden die Einkünfte folgendermaßen festgestellt:

Bar 500 fl, dazu 24 Scheffel Dinkel, 11 Meß Buchen- und 11 Meß Tannenholz. Das entsprach nach einer Berechnung von 1822 mit Einschluß einiger kleinen Einkünfte wie Hausgarten einem Gesamtwert von 654 fl 4 kr.

1826 wurden durch Dekret des Kath. Kirchenrats vom 10. Oktober die Einkünfte der hiesigen Kaplaneien einander angeglichen. Das bedeutete für St. Georg eine jährliche Einbuße von etwa 20 fl. Dem kleinen Einkommen entsprechend war St. Georg zur Dekanatssteuer stets sehr niedrig veranlagt. Es bezahlte z. B. 1518 und 1523 je 1 fl.

Von der Kapelle

Von der St. Georgskapelle überliefert uns nur Dom. Debler in seinem großen Stadtplan nach 1800 eine kleine sehr flüchtige Zeichnung. Wir sehen hier die Ledergasse oder Josenvorstadt, durch welche mitten hindurch der Mühlbach fließt. Deutlich sind die Umgrenzungen zu sehen: im Osten das Spital, neben dem der Durchlaß des Arentors erkennbar ist (Nr. 139); gegen Norden und Westen ist die äußere Stadtmauer eingezeichnet mit dem Josenturm (Nr. 146); auch von der staufischen Mauer ist ein Stück zu sehen. Diese beginnt beim Arentor und führt eine Strecke gerade nach Norden. Vom Arentor aus verläuft sie über Gebäude 37 bis zum Torbogen Nr. 142. Inmitten des Platzes erblicken wir die große Wette, weiter gegen Westen das Schlachthaus (Nr. 48) und dann hart an der westlichen Stadtmauer die alte St. Georgskirche. (Nr. 6) Zwischen ihr und dem Turm (Nr. 146) steht ein Wachthäuslein. Nördlich der Kapelle ist das einstige Mesnerhaus erkennbar.

Man darf von einem flüchtig gezeichneten Plan nicht allzu viel erwarten, doch ist die Form der Kapelle deutlich zu sehen. Sie läßt gotische Formen ahnen, die zum Teil in das Barocke übergeführt worden sind. Sicherlich war St. Georg ein schlichtes einschiffiges Kirchlein. Nach Dom. Debler V, 924 besaß es nur „1 Altar und zwar den des heiligen Georg auf der Säule und keinen Predigtstuhl." Über große Umbauten und Veränderungen läßt sich aus den erst spät einsetzenden Jahresrechnungen nicht viel entnehmen, weil die Ausgaben für sämtliche der

Pflege unterstellten Kapellen meist in einer einzigen Summe aufgeführt sind. So weit St. Georg mit Namen genannt ist, läßt sich schließen, daß 1749 (JR. S. 58) größere Arbeiten in der Kapelle durchgeführt worden sind. Damals wurden an Glaser Eustachius Storr nicht weniger als 81 fl 30 kr und den Maurern und Zieglern 32 fl 21 kr ausbezahlt. 1753 (JR. S. 61) erhält der Schreiner Franz Felderer für „Kasten und Stühle" 10 fl 8 kr. 1760 (JR. S. 30) verfertigt der Blechner Egid Bulling um 3 fl einen neuen Knopf für den Dachreiter.

Vom kirchlichen Leben in der Kapelle erfahren wir ebenfalls wenig. Daß St. Georg eigene Ablässe besaß ist für diese Zeit selbstverständlich. Nach den Jahresrechnungen wurde 1771 und 1773 je ein Betrag von 3 fl 40 kr nach Augsburg für die Erneuerung der Ablässe abgeführt. Ein kleiner Betrag erscheint alljährlich in den Rechnungen für die Ausschmückung der Kapelle am Tag des Kirchenpatrons St. Georg (23. April) und zur Feier der Kirchweihe, Sonntag vor Johannis dem Täufer (24. Juni). Im 18. Jahrhundert machte sich in der Kapelle, wie hier überall, der Barock breit. Die Standbilder wurden gekleidet und ihnen Kronen und Perücken aufgesetzt, die der Perückenmacher dauernd in Ordnung halten mußte. So wurden 1723 (JR. S. 63) der Muttergottes samt dem Jesuskind die Haare um 20 kr frisch gekämmt. 1726 (S. 65) erhielt dasselbe Standbild 2 Kronen um 1 fl 20 kr, Maria einen Schleier aus Taffet und Spitzen, für die man 2 fl 3 kr bezahlte. 1775 bekam der Maler zur Ausbesserung von St. Georg auf der Säule 6 fl 20 kr. 1802 beschaffte man 3½ Ellen Seide um 8 fl 36 kr zu einem neuen Kleid und Schleier für die Mutter Gottes. Solche Ausgaben treten immer wieder auf. Einmal ist auch die Rede von einem Kruzifix, das ausgebessert wird. Dieses Kreuz, Maria mit dem Kind und St. Georg sind die einzigen Figuren, die erwähnt sind. Auffallend ist, daß St. Jodokus nie erwähnt wird .

Nach Dom. Debler (I, 84) verlangten die Lutheraner im Schmalkaldischen Kriege 1546, daß ihnen die Georgskapelle für ihren Gottesdienst freigegeben werde. Das ist möglich, da um diese Zeit hier noch eine starke evangelische Minderheit vorhanden war. 1797 mußte die Kapelle ein Kriegsmagazin aufnehmen. Als Entschädigung für entgangenen Verdienst erhielt der Mesner 3 fl. Im September 1802 marschierten die württembergischen Truppen in die Stadt ein und versäumten nicht, auch an die Türe von St. Georg das Mandat der Besitzergreifung anzuschlagen. Doch scheint, daß nach dem Wirrwarr der Besetzung der Gottesdienst in St. Georg, wenn auch in beschränktem Umfang, wieder aufgenomen worden ist; denn Dom. Debler meldet aus dieser Zeit, daß in der Kapelle wieder Messe gelesen werde.

1827 aber schlug für St. Georg die Todesstunde. Damals war in Gmünd Bürgermeister Dr. Mühleisen aus Straßdorf maßgebend, der das Alte möglichst zu beseitigen suchte. Er ließ einen großen Teil der Stadtmauern und Türme abbrechen, auch das Reichsstadtarchiv in seinen wichtigsten Beständen vernichten, da es keine Bedeutung mehr habe und auch nicht mehr gelesen werden könne. Ihm gleich gesinnt war Dekan Franz Xaver Wild, der noch ganz im josefinischen Gedankengut lebte. Am liebsten hätte er sämtliche Kapellen abgebrochen und das alte kirchliche Brauchtum ausgerottet. Dieser Dekan erklärte 1827 in der Sitzung des hiesigen Katholischen Kirchenstiftungsrates (Protokoll S. 327 b): „Wegen des vom Stadtrat angeordneten Abbruchs des St. Georgturmes ist auch der Abbruch der St. Georgskapelle notwendig geworden, weil sonst der Turm nicht abgebrochen werden kann". Wie er diese Ansicht begründen konnte, ist nach der Lage

der Kapelle nicht begreiflich. So fiel also die Kapelle mit dem benachbarten Turm 1827. Die Glocke, 85 Pfund schwer, kam zunächst in die leerstehenden St. Ludwigskirche (Klösterle) und wurde dann 1831 im „Gemeinnützigen Wochenblatt" (S. 254) zum Verkauf ausgeschrieben. Das war das Ende. Von der Ausstattung der Kapelle ist nur ein Tafelbild des hl. Georg auf uns gekommen. Siehe den folgenden Abschnitt! Welche Rangstellung St. Georg unter den hiesigen Kapellen eingenommen hat, läßt sich aus dem Betrag der gefallenen Opfer ahnen.

Diese werden in den Jahresrechnungen von St. Leonhard sorgfältig aufgezeichnet. Hier einige Zahlen. Es fielen als Opfer:

1729: St. Josef 16 fl 30 kr, Herrgotts-Ruhe 48 fl 3 kr, St. Leonhard 12 fl 5 kr, St. Theobald 56 kr, St. Georg 4 fl 5 kr.

1761: St. Josef 53 fl 3 kr, Herrgotts-Ruhe 58 fl 45 kr, St. Leonhard 18 fl 30 kr, St. Theobald 2 fl 56 kr, St. Georg 3 fl 23 kr.

1779: St. Josef 82 fl 42 kr, Herrgotts-Ruhe 41 fl 8 kr, St. Leonhard 16 fl 19 kr, St. Theobald 1 fl 29 kr, St. Georg 6 fl 44 kr.

Nach dieser Liste dürfte der Besuch von St. Georg nicht besonders stark gewesen sein.

Sankt Georg. Zum Verständnis der anschließenden Abhandlung sei folgendes über St. Georg mitgeteilt: St. Georg ist einer der volkstümlichsten Heiligen und wurde daher in die Zahl der 14 „Nothelfer" aufgenommen. Neben Deutschland wurde er besonders in England verehrt, wo er der Nationalheilige wurde. Sicherlich ist St. Georg eine geschichtliche Person, aber sämtliche Nachrichten über ihn verlieren sich in einem undurchschaubaren Wirrsal von Sage und Legende. Von ihm wird erzählt, daß er im 3. Jahrhundert in Kleinasien geboren sei. Mit 20 Jahren trat er in das römische Heer ein und stieg durch Wissenschaft und Tapferkeit bald zu hohen Ehrenstellen empor, wurde sogar ein Freund des Kaisers. Als Diokletian 303 die Christen verfolgen ließ, wurde auch Georg ergriffen, entsetzlich gemartert, aber durch ein Wunder alsbald wieder geheilt. Der Kaiser, der den tapferen Kriegsmann für sich gewinnen wollte, versprach ihm, ihn als Sohn und Mitherrscher anzunehmen, wenn er den Göttern opfere. Er führte ihn, begleitet von den Großen des Reiches und viel Volk zum Tempel des Apollo. Georg aber erhob die Hand gegen das Götzenbild und machte das Kreuzeszeichen. Da zerbarst das Standbild des Apollo und stürzte, in tausend Stücke zerschlagen, zu Boden. Der Kaiser, auf höchste aufgebracht, erklärte alles für Zauberwerk und ließ Georg sofort enthaupten.

Der heilige Georg wurde bald der Patron der Soldaten, Ritter und Kreuzfahrer. Allenthalben erhoben sich ihm zu Ehren Kirchen und Kapellen, und manche Gemeinde erhielt nach ihm ihren Namen. Bei den Bauern wurde er der Schutzherr der Pferde. Wie bei St. Leonhard werden an seinem Gedenktag, dem 23. April, Umritte um die Kirchen, die sog. Georgsritte, veranstaltet.

Ein Tafelbild aus der Georgskapelle im Städtischen Museum

(Hermann Kissling)

Die Änderung oder Erweiterung eines Patroziniums veranlaßte oft auch eine Änderung oder Erweiterung der Altarfiguren- und schreine. So wurde der Wechsel am besten dem Volk sichtbar gemacht; denn dieses war im späten Mittelalter noch ganz auf das Schauen eingestellt. Als 1463 in der Josenkapelle neben oder gar vor die Verehrung des hl. Jodokus die des hl. Georg trat und die Stiftungen auch den neuen Patron bedachten, wird dies sicherlich zur Aufstellung eines Georgaltars geführt haben. Daß es einen solchen gab, bezeugt D. Debler, der ihn noch selbst gesehen hat. Mit dem Abbruch der Kapelle 1827 wurde der Altar heimatlos, und er ist wie viele andere Altäre in jener Zeit verschollen. Nun hat sich aber im Gmünder Museum ein Tafelbild mit einer Szene aus dem legendären Leben des hl. Georg erhalten. Die verhältnismäßig kleinen Maße der Tafel (65,5 x 68), die unzweifelhaft zur Bildfolge eines Flügelaltars gehörten und die um 1460/70 anzusetzende Entstehungszeit lassen in ihr ein Überbleibsel des verschollenen Werkes erkennen. Gestützt wird diese Annahme durch die Tatsache, daß die Tafel aus dem Besitz des Kommerzienrates Julius Erhard stammt, der schon in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein leidenschaftlicher und sehr erfolgreicher Sammler „Gmünder Altertümer" war.

Betrachten wir das Bild: Ein kleiner Zug von Männern ist an eine gemauerte Nische herangetreten. Sie birgt auf einem grünen Marmorpfeiler eine golden schimmernde Statuette, eine kleine Männergestalt mit erregten Bewegungen und Gesichtszügen. Eine goldene Sonne verdeckt fast den Leib: es ist Apollo, der Sohn des Zeus' und der Leto, der Gegenspieler des Dionysos; er setzt das Helle, die Sonne, gegen die Finsternis.

Eben deutet der Vorderste der Männer, ein Kaiser im Zeichen und Schmuck des Herrschers, mit der Linken auf die Göttergestalt. Es soll ein Hinweis sein für den von ihm geleiteten jungen Mann, dessen Antlitz er nicht aus den Augen läßt. Der mit dem Goldnimbus Ausgezeichnete benimmt sich aber ganz in der ihm eigenen Art und Weise: erhebt die Rechte, und wie von Blick und Geste getroffen knackt die Säule zusammen und die goldgefaßte Tonfigur zerbirst. Die Mannen des Kaisers mit Schwertern, Spießen und Hellebarden bewaffnet scheinen das Unglaubliche noch gar nicht recht bemerkt und erfaßt zu haben. Nur der auffallend modisch gekleidete Schwertträger hinter dem Heiligen holt mit geballter Faust zum Schlag aus.

Zum Verständnis des Vorgangs war also neben der Gestalt des Kaisers der Heilige darzustellen, der auch angesichts irdischer Macht und ihrer brutalen Mittel seinen Glauben und die überlegene Macht dieses Glaubens bezeugt. Man spürt, daß es in diesem Bild um eine Entscheidung geht. Die von links her das Bild durchziehende, etwas stoßartige Bewegung, wird von den senkrechten Linien und Bahnen der Nische aufgefangen und kurz zurückgeworfen. Und in diesem Bereich, der die Gesichter und Hände des Kaisers und des Heiligen umfaßt, fällt die Entscheidung. Dieses formale Zentrum entspricht dem Sinnzentrum. Es wäre nicht richtig (weil nicht genau betrachtet), wollte man ausschließlich von Gegensätzen innerhalb dieser beiden Gestalten reden. Der Kaiser trägt einen

pelzverbrämten Brokatmantel, aber das geschlitzte Wams des jugendlichen Heiligen ist von gleicher Art, ein Hinweis auf seine hohe Herkunft und sein Vermögen. Ihre deutenden Hände entsprechen sich, und man übersieht nicht, wie der grauhaarige Kaiser in geradezu väterlicher Art den weit Jüngeren an der Hand heranführt. Keine brutale Härte liest man im Gesicht des Kaisers, eher die Bitte, sich doch klug zu verhalten. So sehr hier Verbindungen gestiftet sind, wird doch auch Trennendes bewußt gemacht. Nicht der Kaiser, sondern der Heilige hebt die Rechte, seit alters die Segenshand, und der Goldnimbus ist hier so himmelweit von der Kaiserkrone entfernt wie die Götterlehre der Alten vom neuen christlichen Glauben.

Die linke Bildhälfte nimmt die Wachmannschaft ein. Es scheint ein unruhiges Völkchen zu sein, man kann kaum stillstehen, dreht die Waffen in den Händen, guckt und posiert auch, und steht in Erwartung der Befehle.

Der Maler ordnet seine Gestalten in zwei Reihen an. Vier stehen vorn auf dem Plattenboden, die andern vier sind weiter zurückgesetzt. Durch die Überschneidungen, die Beinstellung und die Höhe der Köpfe wird dieser Eindruck vermittelt. Daß diese Zweierreihe nicht sogleich als solche wahrgenommen wird, spricht für das kompositionelle Geschick des Künstlers. Keine Figur gleicht einer anderen in Stand und Haltung. Ja gerade die Art des Stehens läßt vermuten, daß hier der Maler das Anliegen der Abwechslung, der Mannigfaltigkeit besonders hervorheben wollte. Weniger unterschiedlich ist die Zeichnung der Gesichter. Die Dreiviertelansicht, die in der deutschen Kunst das ganze Mittelalter hindurch fast ausnahmslos gezeichnet wurde, bestimmt sechs Köpfe. Nur einmal, beim Zweitletzten, wird eine Vorderansicht gewagt. Der Schnitt der Augen aber erinnert noch an die Herkunft des üblichen Schemas der leichten Kopfwendung. Der vor ihm Stehende, der eben zu der Gruppe hinzutritt, zeigt ein verlorenes Profil. Seine rote Kappe sitzt so tief und die Haare fallen üppig, daß dem Maler die Schwierigkeit erspart bleibt eine Augenpartie andeuten zu müssen.

Man erfaßt die Bildsprache dieser Tafel nicht völlig, solange unbewußt bleibt, wie und inwieweit der Maler Plastisches und Räumliches mitteilt. Zwischen dem realistisch gezeichneten Plattenboden, — wo stumpfe karminrote Platten in sehr hellem und stärkerem Ton wechseln, — und dem unwirklichen Goldgrund des oberen Bildteils, der weder als nah noch fern zu bezeichnen ist, spannte der Maler seine Figurengruppe ein. Und diese Figuren haben Volumen, weil sie Plastizität haben. Die Farben sind, besonders an den Beinen bemerkbar, an den Rändern abgedunkelt, was eine Modellierung hervorruft. Bei den Gesichtern wird nicht anders verfahren, auch nicht bei den Kleinformen der Gewandfalten. Es bleibt jedoch der Eindruck, daß die Figuren eng gedrängt stehen, nicht im Neben-, sondern vor allem auch im Hintereinander. Das rührt daher, daß zwischen ihnen nur soviel Abstand ist, als ihr Volumen und ihre Bewegungen tatsächlich beschreiben. Sie haben noch keine Luft um sich. Und nur wenig ist von Farbperspektive zu bemerken. Das Rot der Beinlinge des Heiligen leuchtet nicht stärker als das Rot der Soldatenmütze des zweiten Mannes der hinteren Reihe (über der Faust). Ebenso tritt das Grün des Wamses der Rückenfigur nicht mehr hervor als das Grün in der Mütze des rechten Hellebardenträgers. Doch in der Färbung des Fußbodens, wo fliehende Linien und zugleich eine zunehmende Dämpfung und Beschattung der Karmintöe dargestellt sind, hat man optische Seh- und Raumerfahrungen mit hineinverwoben.

Diese Bemerkungen zu den Farben wollten die Augen auch auf die Verflechtungen der Bildteile lenken. Zwar wird man dem Maler nicht nachrühmen können, er habe das Wesen der Personen schon in deren Gesichtern ausgedrückt; dazu sind diese einander zu ähnlich; aber im Setzen der Farben war er ein Meister. Vor dem Goldgrund baut er sein Bild im Wesentlichen auf einen Rot-Grün-Klang auf. In ihn sind Brauntöne, wie diejenigen der Brokatstoffe, eingebettet. In Auflichtungen spielen sie ins Gelbe, das in den verschiedenen Langstrümpfen, den Schulterbäuschen und in der Mütze des stutzerhaften Schlägers wiederkehrt, wie auch in den Stiefeln des vierten Mannes von links. Herrlich sind die verschiedenen Tönungen des Grüns, nicht nur in den Schultermäntelchen durchgeführt, das der Maler durch den ausgestützten Arm allerschönstens darzubieten wußte. (Diese Figur und dieses Motiv fand der Maler irgendwo abgebildet).

Der Künstler gibt sich durch keine Inschrift zu erkennen. Er gehört der schwäbischen Malergeneration vor Zeitblom an, die sich mit den Namen von Schüchlin und dem Meister des Rohrdorfer Altars andeuten läßt. Neben deren Leistungen wirkt er allerdings noch konservativer, als es die schwäbische Malerei jener Zeit ohnehin ist. Bei aller Achtung vor seiner dichten Malerei wirkt er in der künstlerischen Anschauung doch etwas eng und befangen. Vielleicht verbirgt sich dahinter das Tun eines einheimischen Meisters. In Frage kämen zwei Namen, die uns in Archivalien überliefert sind: Im Jahr 1476—79 ist in Nördlingen der Gmünder Maler Nikolaus Mosbach tätig, (Diöz. Archiv von Schwaben 1907, Seite 160) und in einer Gmünder Urkunde (UAG Reg. 1997) wird am 21. Januar 1486 der Maler Klaus Mayer genannt. Jede weitere Aussage über den vermeintlichen Künstler wäre heute noch reine Vermutung.

3. Die Herrgottsruh-Kapelle

Es gibt im Mittelalter nichts, auch garnichts, das nicht in Beziehung zur Religion gesetzt wurde, so auch die Betrachtung von Unseres Herrgotts Ruhe. Gemartert, geschlagen, mit Ruten gepeitscht, verhöhnt, angespieen und verspottet, so wird Christus nach dem Todesurteil des Pilatus' abgeführt. Noch ist ihm eine kurze Zeit der Ruhe bis zur schimpflichen Kreuzigung vergönnt. Das ist des „Herren Ruhe". Und nun sitzt er da, ein Bild des Jammers, in sich zusammengesunken, die Dornenkrone auf dem Haupt, den Purpurmantel umgeschlagen, den Leib mit Striemen und Wunden überdeckt und erwartet das Ende. Dieses Bild des Erbarmens hat den mittelalterlichen Menschen in seinem Innersten aufgewühlt und hat viele Künstler bewogen, dieses herbste Leid und diese tiefste Verlassenheit im Bilde darzustellen. Am bekanntesten ist Albrecht Dürers „Herrgotts Ruhe" in seiner Kleinen Passion. Auch unsere Herrgotts-Ruh-Kapelle besitzt eine Darstellung Christi in seiner letzten Ruhe. Es ist ein gotisches etwas derbes Schnitzwerk in einer eisenvergitterten Nische im Chor. Gerne wurden die Ruh-Christi-Kapellen an belebten Straßen erstellt, so auch in Gmünd an der alten Reichsstraße nach Nürnberg und Augsburg. Hier gönnte sich der Wanderer die letzte Ruhe, bevor er in das Treiben der Stadt eintauchte; hier nahm er auch nochmals kurze Rast, bevor er nach Hause zurückkehrte. Vor 70 Jahren konnte man noch beobachten, wie die Landleute, ehe sie die Stadt betraten, hier ihre Kleider ordneten, in der Kapelle einige Gebete verrichteten und dann erst ihren

Weg fortsetzten. Bei der Rückkehr wurde wieder eine kurze Ruhepause eingelegt und alles für den Heimweg hergerichtet.

Die heutige Kapelle wurde 1622 von Caspar Vogt an der Stelle eines älteren wohl viel kleineren Kirchleins erbaut. Auf einer Inschrifttafel im Innern der Kapelle ist zu lesen: „Anno Domini 1622 ist diese Capelle ... von newenn auferbaut worden". Daneben ist das Steinmetzzeichen von Caspar Vogt mit den Anfangsbuchstaben C. V. seines Namens angebracht. (Reg. 331). Nach dieser klaren Inschrift muß die jetzige Kapelle eine Vorgängerin gehabt haben. Die erste Nachricht von dieser findet sich im Anniversar des hiesigen Predigerklosters Seite 25 a. Nach diesem erhalten 1495 die Prediger 1 fl „von der Ziegelhütte vor Sannt Lienhartsthor bei unsers herren ru" (Reg. 328). Ein weiteres Zeugnis enthält eine Pergamenturkunde im hiesigen Spialarchiv (Reg. 329). Nach ihr verkauft Jörg Aychmann der Ruhepflege 1 Jauchert Acker. Um 1550 wird in der Papier Agende von 1517 unter den Kirchweihen in hiesiger Stadt auch eine solche von Herrgotts-Ruh genannt: „Dominica post Nativitatis dedication sacelli Requies Christi" (Reg. 330). Außerdem zeugt das gotische Ruh-Christi-Standbild im Kirchlein für das frühere Gotteshaus. Von dieser älteren Kapelle hat sich außer dem erwähnten Standbild nichts mehr erhalten. Ob ihre Fundamente beim Aufbau der neuen Kapelle verwendet wurden ist nicht erforscht.

Zweimal hat sich Caspar Vogt in seiner Schöpfung durch sein Steinmetzzeichen verewigt, das erstemal an der oben erwähnten Steintafel im Innern, das zweitemal auf einer Steintafel an der südlichen Außenwand. Letztere stellt das Schweißtuch der Veronika dar und zeigt unter diesem das Steinmetzzeichen Vogts mit der Jahreszahl 1622. Zu beiden Seiten des Schweißtuches sieht man die Wappen des Reiches und der Stadt und auf dem Aufsätzchen der Tafel die Inschrift „I. H. S."

Nach dem Anniversar von 1517 (Reg. 332) wurde die Kapelle am 8. September 1623 von Bischof Petrus (Wall) eingeweiht „in gloriosae Virginis Mariae Nativitatis festo sacellum Requies Domini nominatum in honorem Jesu Christi sanctam crucem portantis et Beatae Virginis dolorosae". Die Kapelle wurde also zu Ehren des kreuztragenden Christus und der schmerzhaften Jungfrau geweiht.

Die Bauinschrift in der Kapelle bezeugt, daß diese „durch angewandten Fleiß der Pfleger von St. Leonhard, Bm. Martin Grieb und die Stm. Veit Thoma und Thomas Meßnang" errichtet worden ist. Herrgotts-Ruhe war also dazumal schon mit der Pflege von St. Leonhard vereinigt.

Über die 3 Pfleger ist folgendes bekannt:

Martin Grieb starb nach einem Epitaph in der Kapelle am 11. Oktober 1622, also noch im selben Jahre der Erbauung, im Alter von 68 Jahren, ist also 1554 geboren. Seine Söhne, der Apotheker Georg Grieb geb. 1589 und der Ratsherr Martin Grieb geb. 1592, starben beide 1635 an der Pest. Martin Grieb d. Ä., Bm. von 1620/22, war mit Margaretha Mayerhöffer verheiratet, die laut dem genannten Epitaph im Jahre 1644 im Alter von 95 Jahren gestorben ist. (Reg. 335). Auch auf diesem Epitaph wird Martin Grieb der „Reparator diser Capeln" genannt. Er muß also die treibende Kraft zur Erbauung von Herrgotts-Ruh gewesen sein. Seiner Lieblingsstiftung vermachte er (oder seine Frau) ein Kapital von 20 fl. Das Pergament-Anniversar bemerkt Seite XXXXII unter

dem Jahre 1636: „Der Inhaber der Leonhardskaplanei ist für ewige Zeiten verpflichtet, für Bürgermeister Martin Grieb, seine Frau und Schwiegereltern vier Messen zu lesen." (Reg. 333). Der Stiftungsbetrag wurde 1636 und 1678 erhöht (Reg. 334).

Stm. Veit Thoma heiratete 1592 eine Christina König und wurde später Bürgermeister. Er starb am 29. Mai 1649 im Alter von 82 Jahren.

Thomas Mößnang wurde am 16. Mai 1583 als Sohn des Stättmeisters Johann Mößnang und der Maria Seybold geboren. Er heiratete 1607 die ledige Katharina Brenner von Ellwangen und 1634 Walburga Holzwarth. Er starb 1635 als Oberstättmeister an der Pest.

Kirchenmeister und Bildhauer *Caspar Vogt* ist der begabteste unter den verschiedenen Baumeistern namens Vogt in Gmünd und der bedeutendste hiesige Baumeister des 17. Jahrhunderts. Er wurde 1587 als Sohn des Melchior Vogt und einer Margaretha geboren und starb am 23. März 1646. Außer der Herrgotts-Ruhkapelle stammt von ihm die Ausgestaltung des St. Salvators. Er hat nach Angabe von Leonhard Fritz „Fürsten, Grafen und Edlen viel schöne Arbeit gemacht". (Siehe den Abschnitt St. Salvator!)

Über den Bau der Kapelle führt Stadtbaudirektor Dr. Max Schneider folgendes aus: Eine in Grundriß und Aufbau besonders interessante Lösung. Oktogon, Durchmesser 4,79 m mit hübschem Sterngewölbe im Scheitel, 7,35 m hoch. Außen Strebepfeiler und Pilaster, hübsche in Renaissance übersetzte Gotik. Maßwerkfenster mit Vierpaß, daran anschließend nach Westen ein 1792 leider verlängertes Schiff, ursprünglich ein Quadrat 4,80 m lang, 4,88 m breit, später um ein gleiches erweitert 4,69 m lang, 4,88 m breit, beide mit Rippenkreuzgewölbe, im Scheitel 4,75 m hoch. Der Zugang war früher von Süden, die Westwand wohl ohne Öffnung, wie ein Bild im Heimatmuseum in Gmünd von 1866 und der heute noch an Ort und Stelle vorhandene Weihwasserstein zeigen. 1894—1898 fand eine umfangreiche Erneuerung statt. Damals dürfte der Eingang auf die Westseite verlegt worden sein.

Die Angabe Schneiders, daß die Verlängerung des Schiffes 1792 erfolgt sei, dürfte nicht stimmen. Nach der Jahresrechnung von 1692 wurde damals der hintere Teil der Kapelle ganz neu erbaut. 1708 (S. 61) sind „für den Anbau" 106 fl 30 kr und 1725/26 (Seite 62 und 67) wiederum 105 fl 31 kr eingesetzt. Die Aufrichtung erfolgt 1725. Den Riß fertigte Baumeister Josef Beer, der in den hiesigen Akten bis jetzt nicht nachweisbar ist. Mit diesem Anbau hängen wohl auch die Arbeiten am Türmchen zusammen, die 1707 (S. 62) einen Aufwand von 62 fl 39 kr. erforderten.

Sonst läßt sich aus den Jahresrechnungen von St. Leonhard für die Baugeschichte von Unsers-Herren-Ruh nicht viel entnehmen, hauptsächlich darum, weil die Ausgaben meistens die einzelnen Kapellen nicht unterscheiden. 1770 (Seite 44) verschlingen die Arbeiten am Türmchen 125 fl, und 1792 ist der Anbau einer Sakristei um 416 fl 38 kr verzeichnet. Diese Jahreszahl dürfte Schneider irrtümlich auf den Anbau des Schiffs bezogen haben.

Nach Abbruch der St. Margarethenkapelle kam das dortige Glöcklein zunächst nach Unseres-Herren-Ruhe, ist aber jetzt im Städtischen Heimatmuseum aufgestellt.

Über die Ausstattung der Kapelle melden die Jahresrechnungen:

1711 lieferte Goldschmid Sebastian Büchler einen silbernen vergoldeten Kelch zu 28 Lot um 20 fl 16 kr.
1726 (S. 67) erhält der Maler Christoph Katzenstein 22 fl 8 kr.
1734 werden einem Kantengießer für 4 neue Leuchter 8 fl bezahlt.
1737 (S. 73) erhält Christoph Katzenstein wiederum 14 fl 18 kr.
1739 (S. 77) bessern Jakob Metterich und Kaspar Urbon das griebische Epitaph um 9 fl aus.
1763 (S. 33) werden an Kanonikus Debler für 1 Kruzifix 6 fl 40 kr ausbezahlt.
1778 (S. 78) kauft die Pflege 2 silberne Pyramiden um 10 fl 41 kr.
1793 (S. 35) bekommt Schreiner Felderer für 15 neue Stühle 100 fl. Schlosser Josef Storr für 3 eiserne Fenstergitter zu je 287 Pfund 47 fl 50 kr.
1793 (S.35) werden für die Reparierung der Passionsbilder 5 fl 20 kr bezahlt.
1802 erhält Dominikus Wingert für eine Krone zu reparieren und sie mit Steinen zu besetzen 4 fl 30 kr.

Auch in der Herrgotts-Ruhkapelle wurden im 18. Jahrhundert die Standbilder barock gekleidet. Schon 1712 (JR. S. 62) wird für einen Rock, für Taffet und Spitzen, um Maria auf dem Vesperbild zu kleiden, die Summe von 8 fl ausgegeben. Häufig finden sich nun in den Jahresrechnungen kleinere Posten für Baldachine, Kronen, Perücken, Haarfrisuren, neue Kleider und drgl. Die Aufklärung hat mit diesem volkstümlichen Brauchtum rasch aufgeräumt.

Mit Herrgotts-Ruhe war nie eine Pfründe verbunden; deshalb ist über die Verwaltung der Kapelle wenig überliefert. So lange die alte, wohl sehr schlichte Kapelle stand, scheinen viele Opfer gefallen zu sein, welche den Neubau von 1622 ermöglichten. Wie jede andere hiesige Kapelle hatte früher auch Herrgotts- Ruhe seine eigenen Pfleger. Sie sind nur einmal in der Urkunde 1516 (Reg. 329) erwähnt.

Wahrscheinlich wurde auch die Pflegschaft dieser Kapelle um 1572 von St. Leonhard übernommen. St. Leonhard stellte für Herrgotts-Ruhe auch den Mesner.

Die Kapelle muß von jeher sehr gut besucht gewesen sein, was die großen Opfergaben bezeugen (Siehe bei St. Georg!). Unter den hiesigen Kapellen stand sie mit St. Josef stets an der Spitze und übertraf bei weitem selbst St. Leonhard.

Auch größere Zuwendungen flossen ihr zu. So vermachte 1710 (JR. S. 45) Major von Mayrßhofer vom schwäbischen Kreisregiment Baden-Durlach für 2 Messen 25 fl, 1712 (S. 45) Jakob Ströle von Wiesensteig 10 fl, 1748 (S. 43) Katharina Waibel von Brainkofen 10 fl, 1749 Maria Salome Mayer, Witwe des O/Stättmeisters, 10 fl, 1762 (S. 13) Anna Maria Mayer von U/Bettringen 10 fl, eine ungenannte Person 18 fl. Sebastian Zeller, Bäcker, stiftete im selben Jahre 50 fl, 1765 (S. 23) Josef Pfister des Rats zu Bamberg 12 fl 23 kr und Theresia Fuchs 5 fl, 1792 (S. 24) Frau Bm. Ziegler 50 fl. Das sind nur einige der Vermächtnisse.

Vom kirchlichen Leben ist wenig zu berichten. Da Herrgotts-Ruhe keinen eigenen Kaplan besaß, wurde dort nur wenig öffentlicher Gottesdienst abgehalten. Für Bürgermeister Martin Grieb mußten, auch später noch, jährlich 2 Messen gelesen werden. Auch sonst mag dort hin und wieder das Meßopfer dargebracht worden sein. Bei der Bittprozession nach St. Leonhard wurde in Herrgotts-Ruhe für die

jüngeren Kinder ein Gottesdienst gehalten. Feierlich vollzog sich stets das Kirchweihfest am Sonntag nach Weihnachten. So war und blieb Unseres-Herrgotts-Ruhe dem Charakter nach eine Feldkapelle, bestimmt für die gelegentlichen Besuche der Bürger und der vorüberziehenden Wanderer. Dominikus Debler berichtet in Band IX S. 85, daß die Gmünder mit Vorliebe am Samstag die Kapelle besucht hätten.

Das Schicksal der Kapelle in württembergischer Zeit

Um 1800 hatte sich auch in Schwäbisch Gmünd der Geist der Aufklärung breit gemacht. Mit wenig Verständnis und Taktgefühl wurde häufig gegen altes religiöses Brauchtum und gegen „unnötige" Kirchen und Kapellen vorgegangen. In Schwäbisch Gmünd fiel diesen Aufklärern viel wertvolles Kunstgut zum Opfer. Die alte Leonhardspflege wurde 1803 aufgelöst und die ihr unterstellten Kapellen der Armenpflege überwiesen. Die Gottesdienste in Herrgotts-Ruhe wurden bald eingestellt und die Pflichtmessen in die Pfarrkirche verlegt. Manche der hiesigen Kapellen wurden sofort oder wenig später abgebrochen. Auch Herrgotts-Ruhe drohte dieses Schicksal. (Das Folgende stützt sich auf die Registratur der Münsterpfarrei F III Nr. 18—24).

1839 verhandelte Stadtschultheiß Mühleisen mit einem Kaufmann Kuhn, der auf dem Gelände von Herrgotts-Ruhe eine Streichholzfabrik erstellen wollte. Um 400 fl sollte ihm die Kapelle zum Abbruch überlassen werden. Da sich in der Bürgerschaft einige Unruhe zeigte, wurde beschlossen, die Kapelle auf Abbruch zur öffentlichen Versteigerung auszuschreiben. Da nahm sich der Gmünder Kaufmann Franz Xaver Deibele des kleinen Heiligtums an und steigerte es um „die viel zu hohe Summe von 800 fl". (Stiftungsrats-Prot. Seite 218 und 232). Schon 1827 (Pfarrchronik Münster Seite 50) hatte Deibele vergeblich gebeten, daß in Herrgotts-Ruhe wieder Messen gelesen würden. Nachdem er nun Besitzer der Kapelle geworden war, brachte er seine Bitte erneut vor. Dekan Maier legte dem Bittgesuch an das Bisch. Ordinariat im April 1840 ein Begleitschreiben bei, worin ausgeführt wird: Früher wurde einmal im Jahre im Dienstag in der Bittwoche in der Kapelle für die jüngere Schuljugend eine Messe gelesen. Man könnte vielleicht diesen Brauch beibehalten; aber es ist zu befürchten, daß der Bittsteller, da er schon so unverschämt war zu bitten, nun auch beantragen könnte, daß zu jeder Zeit mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage darin Messen gelesen werden dürfen. Es darf nicht unberührt gelassen werden, daß man viel frommen Sinn heuchelt, woran leider ein großer Teil der Geistlichkeit, namentlich der jüngere, viel Schuld trägt. (Man merkt den Einfluß der Tübinger Schule. Die kath. theologische Fakultät Tübingen unter Führung von Drey, Hirscher und Möhler wandte sich scharf gegen die Auswüchse der Aufklärung und verlangte wieder weitgehende Rückkehr zum altkirchlichen Leben. Der Verf.) Darauf schrieb das Bisch. Ordinariat am 14. Juli 1840: „ Die erwähnte Kapelle ist vom Stiftungsrat mit Zustimmung des Bürgerausschusses schon bereits 1839 als überflüssig und unter der Bedingung verkauft worden, daß sie nie mehr als solche benützt werden solle. Daher wird der Wunsch des Deibele abgeschlagen". Doch der Bittsteller ließ nicht nach. Er bat nun, wie Stadtpfarrer Maier befürchtet hatte, daß mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage in der Kapelle Messe gelesen werden dürfe. Der Kirchenstiftungsrat stellte sich nun hinter Deibele. Darauf gestattete das Ordinariat, daß wenigstens die Bittwochmesse für die Jugend wieder gelesen werden dürfe. Der

Streit zog sich noch lange hin. Aufs neue wendete sich Deibele am 30. Juni 1847 an das Ordinariat mit der Bitte, „wenigstens einigemale, höchstens jeden Monat einmal, das Messelesen zu gestatten". Dekan Maier hatte dagegen schwere Bedenken. Er nennt Deibele einen rohen Mann und bittet vor allem, nicht zu gestatten, daß bei Todesfällen aus der Verwandtschaft Deibele in Herrgotts-Ruhe Gottesdienst gehalten werden dürfe, weil sonst die Verwandtschaft des Bittstellers bald auf drei Viertel der Stadt ausgedehnt werde. Das Ordinariat beharrte nun bei der Bittwochmesse und verlangte, daß die Kapelle an Werktagen geschlossen zu halten sei.

Inzwischen änderten sich die Verhälnisse in der Diözese Rottenburg vollständig. Mit dem neuen Bischof Josef Lipp (seit 1847 Bischof) wurde die Zeit der Aufklärung abgeschlossen. Als darum Deibele seine Eingabe wiederholte, erhielt er unterm 18. August 1849 folgenden Ordinariatserlaß: „Da in St. Josef, auf dem Salvator und in St. Leonhard Messen gelesen werden, findet das Bisch. Ordinariat keinen Grund, mit der Herrgotts-Ruh-Kapelle eine Ausnahme zu machen, wenn ein Geistlicher dort Messe lesen wolle". So hatte Deibele auf der ganzen Linie gesiegt. Um die Jahrhundertwende wurden in Herrgottsruhe nur wenige Gottesdienste abgehalten. Die Zeiten waren eben doch anders geworden.

Die Kapelle kam nach dem Tode von Deibele 1868 wieder in den Besitz des Stiftungsrates und dadurch der Stadt. Diese schenkte 1924 die Kapelle der Kath. Kirchenpflege. Nach dem 2. Weltkrieg überließ man das kleine Heiligtum den griechischen Orthodoxen, die einigemale im Jahre dort zu ihren Gottesdiensten zusammenkommen.

Eine gründliche Wiederherstellung erfuhr die Kapelle 1896 und die folgenden Jahre. Die Mittel wurden durch eine Sammlung aufgebracht, die von Seminaroberlehrer Engelbert Mager durchgeführt wurde. Die gesamten Kosten beliefen sich auf 4059 Mark. Von den ausgeführten Arbeiten seien folgende angeführt:

Erneuerung des Altars durch Bildhauer Lorenz Benz 300 Mark. — Gitter von Schlossermeister Mangold 520 Mark. — Erneuerung des griebischen Epitaphs durch Bildhauer Britsch und Maler Fischinger 56 Mark.

Engelbert Mager, der die Kapelle in sein Herz geschlossen hatte, ließ 1923 über der Eingangstüre die Steinfigur des „Geiger von Gmünd" nach der Legende von Justinus Kerner anbringen. Sie wurde von Karl Deibele geschaffen. Aber weder die Sage noch das Gedicht haben irgend eine Beziehung zu dieser Kapelle. Von einer Verehrung der hl. Cäcilia in Herrgotts-Ruhe ist nichts bekannt. Justinus Kerner hat seine Schöpfung ohne geschichtliche Unterlage, angeregt durch ein Kümmernisbild in der St. Josefs-Kapelle, geschaffen. Trotzdem suchen noch manche Fremde, denen das liebliche Gedicht „Einst ein Kirchlein sondergleichen, noch ein Stein von ihm steht da", in Erinnerung geblieben ist, in der Herrgotts-Ruhkapelle das sagenhafte Heiligtum.

An der Außenseite der Südwand des Schiffes sind Wasserstandszeichen von 1661, 1827 und 1910 angebracht, welche zeigen, daß die sonst so zahme Rems auch recht wild werden kann.

Zur Herrgottsruh-Kapelle

(Hermann Kissling)

Ihre Architektur ist „eine besonders interessante Lösung“[1] und eine „gotisierende Leistung“[2] genannt worden. Beide Bezeichnungen treffen zu. Der Chor stellt sich als der herrschende, selbständig wirkende Baukörper dar. Er hat die Gestalt eines achteckigen Zentralbaues mit geschweifter Haube und Laterne, der von Maßwerkfenstern geöffnet wird. An ihm sind Strebepfeiler und über dem Kaffgesims Pilaster angelegt. Ein für die damalige Zeit verhältnismäßig steiles Sterngewölbe mit gekappten Rippen und Wappenschlußstein (Reichsadler) läßt im Inneren kaum an das beginnende 17. Jahrhundert denken. Mit einem Rundbogen öffnet sich dieser Chorbau zum verhältnismäßig niedrigen, zweischiffigen und mit einem Kreuzrippen-Gewölbe überspannten Langhaus. Es ist schon ausgeführt, daß das zweite Joch erst 1692 angefügt wurde. Veranlassung gab wohl der zunehmende Besuch der Kapelle, gewiß aber nicht die Absicht, die Gestalt und Proportionen der Kapelle zu verbessern. Nun wirkt das Langhaus etwas gedrückt und nicht mehr so unmittelbar mit dem hellen Chorraum verbunden. 1792 wird der südliche Kapelleneingang an die Westseite verlegt und zugleich die Sakristei an der Nordseite des Chores angebaut. Die Jahreszahlen im Sturz der beiden Türen bestätigen die archivalischen Belege darüber.

Caspar Vogt war ein Renaissance-Gotiker, der wie viele seiner Zeitgenossen noch mit gotischen Formen arbeitete. Damit lassen sich unschwer die Strebepfeiler, Maßwerkfenster und Sterngewölbe erklären, nicht aber der in seiner ursprünglichen Gestalt noch deutlicher als heute erscheinende zentralbauartige Chor. Da ihn dazu in der näheren Umgebung kein Vorbild angeregt haben kann, ist dies schon als eine originelle Leistung des Gmünder Steinmetzen und Kirchenmeisters ausgelegt worden. Man verkennt aber hier die Fähigkeit des Mannes, von dem Studienreisen nicht bekannt sind. Er vertrat nicht den Typus des gebildeten Architekten. Für ihn bestand die Renaissance im Aufpfropfen bestimmter Formalien aus den reichlich angebotenen Ornamentvorlagen. Eine seiner Vorlagen dürfte ihm auch die Anregung zu der Gestalt der Kapelle Herrgottsruh gegeben haben: Ein Holzschnitt des Altdorferschülers Michael Ostendorfer. Dieser Holzschnitt machte um 1520 die Kirche „Zur schönen Maria“ von Regensburg bekannt, die bis dahin nur in einem (im Stadtmuseum Regensburg erhaltenen) Modell existierte und in dieser Form nie zur Ausführung gelangte. Nach diesem Holzmodell des Augsburger Werkmeisters Hans Hueber war vorgesehen einem kurzen basilikalen Langhaus ein Oktogon mit hohem Zeltdach anzufügen[3]. Sicherlich wird man dieses graphische Vorbild und die Gmünder Kapelle nicht fomgleich nennen können; aber dort war eine große Kirche, hier eine Kapelle geplant, jene um 1520, diese hundert Jahre später. Was die Bedachung anbetrifft, wurden seit 1594 in Schwaben geschweifte Dächer gebaut, seit die Bischofskirche St. Ulrich und Afra in Augsburg eine Turmkuppel erhielt, „die ein Vorbild für den ganzen schwäbischen und bayerischen Barock wurde“[4]. Man wird bei dieser Weitergabe einer Bauidee nicht einmal von reinen Zufällen reden müssen, die den Holzschnitt Ostendorfers dem Gmünder in die Hand gespielt haben könnten. Albert Deibele hat die Verehrung der Schönen Maria von Regensburg, wovon bis heute die Mariensäule am Münster berichtet, schon für das 16. Jahrhundert in Gmünd nachgewiesen. Damals wird der genannte Holzschnitt hier bekannt geworden sein[5].

Der Altar dieser Kapelle baut sich, wie zeitgleiche Altäre andernorts, aus auf-aneinandergetürmten Architekturstücken auf. Im Bereich des Altarblattes mißt man durch die Aufstellung von Figuren auf den Außenkonsolen die größte Breite (2,50 m), dann verjüngt sich der Altaraufsatz in mehreren Stufen bis zur Spitze, (Höhe über dem Altartisch 5,50 m). Der schwarzen aufgemalten Marmorierung sind eine Fülle vergoldeter Ornamente aufgelegt, die nicht nur bereichern, sondern auch gliedern. Sie steuern einer undisziplinierten Häufung der stetig wechselnden Einzelformen und stiften Rhytmus und Zusammenhänge. Die Mitte des Altars nehmen zwei Tafelbilder ein, die eine besondere Beachtung verdienen.

Das größere, etwas hochformatige Bild (Öl auf Holz, 115 x 102 cm) hat die Kreuztragung zum Inhalt. Der Passionszug bewegt sich aus der ummauerten Stadt heraus. Während die teilweise berittene Vorhut schon im Anstieg zu dem Felsberg von Golgotha begriffen ist, spielt sich im Vordergrund das Drama des Kreuzträgers ab. Das todbringende Holz drückt ihn zu Boden. Schon holt der linke der beiden Soldaten, die den Dornengekrönten am Leib gefesselt haben, zum Schlag mit dem Strickende aus. Rechts weist der Hauptmann auf seinem Schimmel den Nächst-reitenden mit seinem Kommandostab auf das Ereignis hin, als dürfe dieser nichts von dem Schauspiel versäumen. Ganz anders benehmen sich die Menschen hinter dem Kreuz. Simon von Cyrene hat schon das Ende des Kreuzstammes ergriffen, und die heilige Veronika, durch ihr weißes Gewand scharf hervorgehoben, eilt mit ihrem Schweißtuch zum Erschöpften. Ihnen folgen unmittelbar die trauernden Frauen. Neben dem vielköpfigen Fußvolk, das hier mitzieht, reiten die Soldaten vorüber. Hoch flattern ihre beiden Standarten vor dem hellen Himmel, über dem sich eine dunkle Wolkenschicht herangeschoben hat.

Der Maler dieser Tafel, der Gmünder Christoph Friedel, signiert im Vordergrund rechts „ C F 1. 6. 2. 2.“[6]. Es leidet keinen Zweifel, das Monogramm mit diesem Namen aufzulösen, da der an gesicherten Werken abgelesene Stil Friedels sich hier wiederfindet. Auffallend sind seine kleinköpfigen Figuren, insbesondere der zeichnerische Mangel, die Zusammenhänge von Oberarm-Schulter-Hals überzeugend darzustellen. Und was hier in Kleinformen nicht gelingt, wird auch dort nicht geschafft, wo in der Vielzahl von Figuren und Köpfen eine schaubare und blicklenkende Ordnung gestiftet werden sollte. Man wird Friedel also bestimmt keinen Kompositeur nennen dürfen. Er paßt sich dem gegebenen Hochformat auch in wirklich simpler Weise an (worin zugleich ein Hinweis auf seine Kopistentätigkeit zu finden ist), indem er seinem breit angelegten Motiv einen hohen Himmel und einen belanglosen Vordergrund anstückt. Geschickter geht der Maler mit der Farbe um. Das Blau des Christusmantels verstand er in die von Hellocker bis zum dunklen Rotbraun wechselnden Töne seiner Umgebung einzubetten. Auch der grüne Rock des schlagenden Soldaten findet seine Entsprechung, ebenso balanciert er die seitlichen Weißflächen aus. Wäre aber Christus nicht der bildgünstige Standort gegeben, würden die Seitenfiguren durch ihre farbigen Kontraste noch bildbeherrschender wirken. Koloristisch besonders reizvoll gelang der Auschnitt des Berges mit dem fernen Trupp. Dort ist alles vorwiegend in ein fahles Grün getaucht, das meisterhaft differenziert alles zeichnet, auch die sehr flüchtig skizzierten, dabei doch lebendig wirkenden Figuren. Hat Friedel dazuhin nicht schon atmosphärische Stimmung über den hellen durchsonnten Abendhimmel hereinzutragen vermocht? Der heutige Zustand des Bildes läßt diese Meinung aufkommen. Aber gerade dieser Bildteil, an der Glätte

der Malschicht unschwer erkennbar, wurde wie andere Einzelheiten von dem Maler Carl Franz renoviert[7], genauer gesagt: völlig übermalt und damit, wie häufig bei solcher Gelegenheit, in der Anschauung modernisiert.

Es ist einmal geäußert worden, dieses Bild stelle „die Kreuztragung nach Raffael dar“[8]. Aber weder das Predellenbild vom Altar mit der Madonna der Nonnen von Sant'Antonio (National Gallery London) noch die im wesentlichen von Raffaels Gehilfen gearbeitete Kreuztragung im Prado lassen von unmittelbaren Zusammenhängen reden[9]. Welcher Vorbilder sich Christoph Friedel bediente, ist noch ungewiß.

Unter diesem zentralen Bild ist ein anderes Passionsbild eingesetzt, das Abendmahl (Öl auf Holz 51 x 79). Ein Segmentbogen schließt die Szene ab, so als sehe der Betrachter von einem gewölbten Durchgang hinein in den Raum, wo die zwölf Jünger an einem weißgedeckten Tisch um ihren Herren versammelt sind. Dieser hat den Blick gesenkt, während er die Hand segnend hebt. An seiner rechten Schulter ruht der jugendliche Lieblingsjünger Johannes, indessen sich von links her der weißhaarige Petrus Christus zuwendet (nach Johannes 13, 24). Alle anderen gestikulieren und reden miteinander; denn eben ist das Wort gefallen: „Einer unter euch wird mich verraten“ (Matthäus 26, 21). Ganz in einen roten Mantel gehüllt und von keinem angesprochen, sitzt der Verräter Christus gegenüber, die Augen von dem Herrn abgewandt, den Beutel in der Hand. Nur ein Dienerjunge, der mit einer flachen Schüssel von rechts hereinkommt und diesen finsteren Mann scharf ins Auge faßt, scheint den Verräter zu kennen.

Dieses Bild zeigt einen anderen Stil als die Kreuztragung. Nicht nur andere Farben leuchten auf, etwa ein blasses Violett im Mantel Christi und ein Moosgrün in dem des Johannes. Die Farben setzen sich kontrastreicher voneinander ab, und innerhalb eines Farbbereiches wird von den Hell-Dunkel-Kontrasten reichlich Gebrauch gemacht. Nimmt man noch die Beobachtung der jede Frontalität meidenden und geschraubt dasitzenden Figuren hinzu, muß man sich der Malerei der Manieristen erinnern. Deutlich hat der unbekannte Meister, der sich diesen verpflichtet sah, links oben seine Signatur M. M 1623 eingesetzt. Dieser Maler, der wahrscheinlich nicht in Gmünd beheimatet war, hätte für Friedel nicht nur eine starke, sondern gewiß überlegene Konkurrenz bedeutet, wirkt doch seine Malerei geschlossener, dynamischer und vor allem zeitgemäßer.

Die restlichen Ausstattungsstücke dieser Kapelle dürfen nicht überschätzt werden, auch nicht das nach 1644 gemalte Epitaph für „Herr Martinus Grieb gewester Bürgermeister Reparator dieser Cappelen“ und dessen 1644 im hohen Alter von 95 Jahren gestorbenen Frau Margaretha Mayerhöfferin. Dazu gehört das griebische Wappen, rechts aufspringender Löwe, und das seiner Frau, 3 silberne Sterne und die Inschrift:

Fluctuat hic mundus: crux anchora torta Jesus
Mater o sancta mihi cynosura sis.
(In der wogenden Welt sei Christi Kreuz der Anker!
Heilige Mutter, o sei mir der rettende Stern!)

Die Gliederung des Epitaphs hält sich an das zeitübliche Schema. Ikonographisch ist jedoch das Mittelbild erwähnenswert: Das Ehepaar kniet in Büßerkleidung vor Maria, bei der das Christuskind mit einem hohen Kreuz steht. Die beiden Knieenden scheinen einen Anker ausgeworfen zu haben, dessen Seil sich um das

Kreuz schlingt und der nahe dem oberen Bildrand sich in einen Wolkensaum eingesenkt hat. Gottvater beugt sich dort herab. Er wendet aber sein Antlitz nicht der großen Figurengruppe zu, sondern einer zu ihm hinaufführenden Leiter, die eben von zwei Engeln begangen wird. Am Fuß der Leiter bemerkt man einen liegenden Mann, den Patriarchen Jakob. Rechts im landschaftlichen Hintergrund des Bildes hat der Maler noch die Herrgottsruh-Kapelle eingesetzt. Die spätere Renovierung dieses Epitaphs wird an den seitlichen Hochbildern besonders deutlich. Sie zeigen links den hl. Martin, rechts die hl. Margaretha, die Namenspatrone der Verstorbenen. Hier hat ein Barockmaler des 18. Jahrhunderts sein Kunstverständnis mit hineingearbeitet.

Auf der Inschrifttafel an der inneren südlichen Langhauswand nennt sich Caspar Vogt mit seinem Monogramm und Steinmetzzeichen als Baumeister. Dazuhin gibt er unter der Schrift in den drei flachreliefierten Wappen eine Probe seines Könnens, die handwerklich sorgfältig und formal gut gestimmt den tüchtigen Bildhauer ausweisen. Gleich günstig muß an der Außenwand das Relief mit dem Schweißtuch der hl. Veronika beurteilt werden. Wie in der Salvatorkapelle wird sich der Betrachter bewußt, daß der Bildhauer Vogt höher zu werten ist als der Baumeister Vogt.

Zu den restlichen Ausstattungsstücken gehört in einer Nische der nördlichen Chorwand die polychromierte Schnitzfigur eines sitzenden Schmerzensmannes (Linde, Höhe 75 cm) und daneben auf einer Konsole ein hl. Sebastian (Linde, Höhe 71 cm). Beiden Figuren ist auf der Rückseite der Gmünder Kirchenname St. Franziskus aufgemalt[10]. Da aber der Schmerzensmann auf die Nischengröße abgestimmt erscheint und beide Figuren zur Bauzeit der Kapelle entstanden sein könnten, dürften sie ursprünglich hierher gehört haben. Zuletzt wären noch die für unsere heutigen Vorstellungen nicht farbigen, sondern bunten Glasmalereien zu erwähnen, die in den Chorfenstern die Heiligen Eduard, Maximilian, Augustinus und Fr. Xaverius darstellen. Sie fertigte 1895 die Glasmalerei G. Waldhausen und R. Ellenbeck in Stuttgart.

[1] M. Schneider, Kapellen in Württemberg, Würzburg 1934, S. 57.
[2] H. Koepf, Schwäbische Kunstgeschichte, Band 4, Konstanz und Stuttgart 1965, S. 23.
[3] H. Schindler, Große bayrische Kunstgeschichte, Band II, München 1963, S. 35; G. Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, Band III, S. 208 f. und Abb. 319.
[4] N. Lieb, St. Ulrich und Afra in Augsburg, Kl. Kunstführer Nr. 183 des Verlages Schnell und Steiner, München und Zürich 4. Aufl. 1963, S. 15.
[5] A. Deibele, Die Schöne Maria zu Regensburg und die Gmünder Mariensäule. Gmünder Heimatbl. 1936, S. 85.
[6] Von Christoph Friedel ist an Lebensdaten nur bekannt, daß er 1575 in Gmünd heiratete, 1588 hier ein Haus besaß und 1629 gestorben ist. Über dessen Werk wird der Verf. demnächst an anderer Stelle ausführlicher sprechen.
[7] Ein Zettel an der Rückseite des Altares berichtet von dieser Renovierung.
[8] R. Gradmann, (Bearb.), Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Jagstkreis I, S. 414 und Nachtrag S. 710.
[9] O. Fischel, Raphael, Berlin 1962, Abb. 37 a und 257.
[10] Stammt aus der Kriegszeit von 1944, als die Figuren aus den Gotteshäusern entfernt wurden. (Deibele)

4. Die St. Josefskapelle

Die Verehrung des hl. Josef wurde seit dem 15. Jahrhundert volkstümlich. Als Taufname erscheint er erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts häufiger. In Gmünd ist Josef als Vorname bis zu dieser Zeit so gut wie unbekannt; dann

aber wächst seine Beliebtheit so schnell, daß er bald jeden anderen Namen an Zahl übertrifft. Der Grund mag darin liegen, daß 1621 Papst Gregor XV. das Fest des Heiligen zu einem allgemeinen Feiertag erhob, worauf Bayern 1663 und Österreich 1675 ihn zum Schutzpatron ihrer Länder erklärten. St. Josef, der nach Matth. 2, 14 mit seiner Familie nach Ägypten flüchtete, wurde bald der Schutzheilige der Wanderer, auch der Helfer der Sterbenden vor Antritt ihrer letzten Reise in das Jenseits.

Kaum hatte sich Gmünd von den Nöten des 30jährigen Krieges einigermaßen erholt, so setzten alsbald wieder Stiftungen für kirchliche Zwecke ein. Zu den freigebigsten Spendern zählte Johann Michael Klopfer. Er war 1599 als Sohn des Stättmeisters Kaspar Klopfer von Iggingen und der Anna Bihler von Lorch geboren. 1627 verheiratete er sich mit Anna Maria, der Tochter des Stättmeisters Andreas Debler. Rasch stieg er zur Würde eines Stättmeisters und Oberstättmeisters empor und wurde 1661 zum Bürgermeister erwählt. Da die Ehe kinderlos blieb, verwendete das Ehepaar einen großen Teil seines bedeutenden Vermögens zu frommen Stiftungen. In dem gemeinsamen Testament von 1662 vermachten die beiden der Pfarrkirche und den hiesigen Spitälern reiche Zuwendungen. Sie setzten sich gegenseitig zu Alleinerben ein und gestatteten dem Zuletztlebenden, über die Vermögenswerte, die über die im gemeinsamen Testament genannten hinausgingen, frei zu verfügen. Von der Stiftung einer Kapelle war noch keine Rede. Michael Klopfer starb 1662. Erst in dem Zusatztestament seiner Witwe vom 1. November 1668 (s. Beilage 9.) wurde die Stiftung einer Maria-Josef-Kapelle bestimmt. Dieser Name ist nie heimisch geworden, sondern hat sogleich dem einfacheren und modischeren Namen Josefskapelle oder St. Josef Platz gemacht. In ihrem Zusatztestament verlangt Anna Maria Klopfer, daß die Bestimmungen des gemeinschaftlichen Testaments von 1662 vollständig in Kraft bleiben sollen. Darüber hinaus macht sie von dem Recht Gebrauch, über das darüber hinausgehende Vermögen frei zu verfügen. In Nr. 2 ordnet sie an:

„Soll allhier ein Cäppelin gebauet und aufgerichtet, darin Ein Altar mit einem köstlichen blath in dessen Mitte Unser Lieben Frawen Bildnuß mit dem Kindlein Jesu und Joseph gemahlt sein und obenher der Erzengel Michael als ein gehawen oder geschnitzletß bildt samt anderen nothwendigen Cirraden und Nebenbildlein gezieret und gestellt und solche Capellen zue St. Maria-Josef genannt und zu deren Ehren geweyet werden solle. Die Weite und Größe dißer Cappeln solle sein wie Unsers Herren Ruhe allhier, dabei auch ein Wohnhäußlen aufzurichten, daß ein redliche Person sich drin aufhalten, der Kürchen dhienen, abwartten und hüetten khöne."

Dazu vermacht sie im 3. Punkte ihres Testaments 600 fl bar. Sollte die Summe nicht zureichen, soll von dem nicht legierten Rest des Vermögens daraufgelegt werden und zwar der Erlös aus dem Haus des Jergle Stumpp und dem der Cordula Ruoff samt dem dazu gehörigen Schafhaus und Garten, alles in der Eutigkofer Vorstadt gelegen.

Als Bauplatz stiftet sie 1½ Jauchert Acker auf dem Schwerzer am Böhr (Beer) gäßlin gelegen. Die Testamentsvollstrecker unter Zuziehung des Stadtpfarrers sollen nach einer geeigneten Person, die den Bau aufführen kann, Umschau halten und die Arbeiten überwachen.

Ferner stiftet sie im 4. Punkte 400 fl Kapital, aus deren Zinsen wöchentlich eine Messe in der Kapelle für die Stifter gelesen werden solle.

Anna Maria geb. Debler starb am 20. August 1674. Sie wurde neben ihrem Manne auf dem „Kirchhof U. L. Fr." begraben. Der Grabstein stand außen vor der Türe des kleinen Südportals des Münsters und wurde 1920 in das Innere versetzt. (4. linke Chorkapelle.)

Aus den beiden Testamenten ergibt sich folgendes:

1. Der Stifter der Josefskapelle ist nicht der Bürgermeister Michael Klopfer. In seinem Testament von 1662 hat er lückenlos über sein Vermögen verfügt, dabei aber mit keinem Worte des Baus einer Kapelle gedacht.
2. Als Stifterin ist nur seine Frau Anna Maria anzusehen. In ihrem Zusatztestament hat sie von ihrem Recht Gebrauch gemacht, über die nicht festliegenden Teile des Vermögens frei zu verfügen und stiftete aus diesen die Josefskapelle. Sie macht auch nicht die geringste Andeutung, daß die Stiftung auch dem Willen ihres Mannes entspreche.
3. Die Josefskapelle ist weitgehend eine vergröberte Nachbildung von Herrgotts-Ruhe. Es war immer auffallend, daß am selben Ort zwei fast gleiche Kapellen gebaut werden. Der Grund ist aber aus dem Testament klar ersichtlich. Der Wunsch der Stifterin lautet: „Die Weite und Größe dieser Cappelen solle sein wie Unseres Herrgotts Ruhe dahier." Das hat der Baumeister allzu wörtlich aufgefaßt und die Herrgotts-Ruhkapelle, außer kleinen zeitbedingten Abänderungen, einfach nachgebildet.

Wer ist der Erbauer der Kapelle? Unmittelbare schriftliche Zeugnisse haben wir nicht, doch läßt sich der Baumeister mit größter Wahrscheinlichkeit nachweisen. Als Kirchenbaumeister sind in Gmünd im 17. Jahrhundert bekannt: Caspar Vogt, der Erbauer von Herrgotts-Ruhe, gestorben 1646. Auf ihn folgte sein Sohn Friedrich Vogt, der im selben Jahre 1674 wie die Stifterin der Kapelle starb. Als Nachfolger wurde dessen Sohn Sebastian Vogt gewählt, der beim Tode des Vaters allerdings erst 20 Jahre alt war. Als Kirchenmeister ist er im Taufbuch 1681 nachgewiesen, wo er am 18. November als Pate auftritt. Sein Steinmetzzeichen, dem des Kaspar Vogt sehr ähnlich mit den Buchstaben S. V., fand Klemm (Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1882 S. 191) an der Kirche im ehemaligen Kleineislingen über dem nördlichen Hauptportal an einer Inschrifttafel mit dem Datum 29. 3. 1698. Im Zusatztestament von 1668 ist aufgeführt, daß die Testamentsvollstrecker den hiesigen Stadtpfarrer zum Aussuchen des Bauherrn und der Überwachung des Baus beiziehen sollen. Was lag näher, als daß er seinen Kirchenbaumeister mit der Ausführung der Kapelle betreute. Sebastian mag den Riß zur Herrgottsruhkapelle aus der Hinterlassenschaft seines Großvaters Caspar Vogt noch besessen haben, im übrigen hatte er ja diese Kapelle vor Augen. Die Jugend des Baumeisters mag der Grund dafür sein, daß er noch kein selbständiges Werk wagte, sondern sich fast sklavisch an das Vorbild geklammert hat.

Wann wurde die Kapelle gebaut? Die Baugelder wurden erst nach dem Tode der Stifterin August 1674 frei. Am 1. Juli 1675 bescheinigen die Augustiner den Empfang von 400 fl, aus deren Zinsen in der Kapelle wöchentlich eine Messe für Michael Klopfer und seine Frau gelesen werden soll. (Reg. 341) Damals mögen die Erbauseinandersetzungen beendet gewesen sein. Rechnet man dazu noch die Zeit der Herrichtung des Bauplatzes, zur Fertigung der Pläne und zum Verkauf der gestifteten Häuser, so kann mit dem Bau kaum vor 1676 begonnen worden sein. Die Jahreszahl 1677 an der mittleren Gewölberippe des Schiffs dürfte die

Vollendung des Rohbaus bedeuten. Die Inschrift an der Predella des Hauptaltars (Reg. 343) mit der Jahreszahl (16)78 bezeichnet wohl das Jahr der Aufstellung des Altars und damit die Fertigstellung der Kapelle.

Warum hat Anna Maria diese Kapelle gestiftet? Man muß sich in den Geist der Zeit hineindenken. Diese Frau war kinderlos, und das war sicherlich ihr großer Kummer. Was lag näher, als daß sich in ihr schon Jahrzehnte lang eine große Verehrung für die heilige Familie, als dem Vorbild einer vollkommenen ehelichen Gemeinschaft, ausgebildet und sie sich immer wieder hilfesuchend an dieses Vorbild gewandt hatte? Deshalb sollte auf das Altarbild Maria mit dem Kinde und St. Josef gemalt werden. Zum Andenken an ihren Mann mußte man noch St. Michael aufnehmen. Das übrige war ihr gleichgültig. Bei der Ausführung des Bildes wurde der Wille der Stifterin erfüllt, ja sogar erweitert. Es wurden nämlich noch Joachim und Anna, die Eltern Mariens, aufgenommen, dazu Darstellungen, die sich auf die Menschwerdung Christi beziehen, nämlich die hl. Dreifaltigkeit und Mariae Verkündigung. Zum Andenken an die Stifter wurden am Altar die Wappen Klopfer und Debler angebracht. Der Schöpfer des Altars ist unbekannt. Als kleine Nebenaltärchen wurden noch solche von Franz Xaverius und Antonius von Padua aufgestellt. Da sich nach Dominikus Debler auch noch ein Predigtstuhl in der Kapelle befand, war der Raum reichlich ausgenützt.

Die Einweihung der Altäre erfolgte am 5. Oktober 1698 durch den Augsburger Weihbischof Johann Eustachius Egolf, Freiherr von Westernach, zu Ehren von St. Josef, Franz Xaver und Antonius von Padua. Am Sonntag nach St. Michael soll das Fest der Kirchweihe gefeiert werden. Wer an diesem Tage in der Kapelle betete, erhielt einen Ablaß von 40 Tagen.

Der Platz war für eine Josefskapelle sehr geschickt gewählt worden. Er lag außerhalb der Stadtmauern an der wichtigen Straße über den Rechberg in das Filstal. St. Josef, der Patron der Reisenden, entbot dem Wanderer den letzten Gruß der Heimatstadt. Um dieses noch besser zu unterstreichen, wurde an die äußere Südwand ein Gemälde, die Flucht nach Ägypten darstellend, angebracht mit der Inschrift:

Der einst an seiner Eltern Hand
geflohen nach Egytenland
begleite dich auf deiner Bahn,
du lieber, frommer Wandersmann!

Über die Kapelle schreibt Max Schneider in seinen „Kapellen in Württemberg" S. 61 u. a.: Nachbildung der Herrgottsruhkapelle, weniger gut. Oktogon, Durchmesser 5,52 m, 6,22 m breit, im Scheitel 5,70 m hoch. Kreuzgewölbe. Im Chor Spitzbogenfenster ohne Maßwerk, im Schiff Rundfenster mit Vierpaßfüllung. Kirchengeräte: Rokokokelch 25 cm, bezeichnet Baur und Augsburger Beschauzeichen, unten + Josef + Maria + Jesus +.

Hölzernes Reliquiar rokoko 41 cm hoch mit falschen Steinen. Reliquienmonstranz Kupfer vergoldet aus dem 19. Jahrhundert, 58 cm hoch.

Bauarbeiten an der Kapelle

In den folgenden Jahrzehnten wurden, soweit dieses aus den Jahresrechnungen der Leonhardspflege hervorgeht, mehrmals größere Erneuerungsarbeiten nötig, besonders für den Turm. Schon 1706 mußten für diesen 8 fl 30 kr, 1726/27 noch-

mals 60 fl, 1773 wiederum 215 fl und 1787 aufs neue 23 fl 23 kr ausgegeben werden.

In württembergischer Zeit wurde anfänglich außer am Josefstag kein Gottesdienst abgehalten und die Kapelle baulich sehr vernachlässigt. 1824 wollte man das Kirchlein sogar abbrechen (Dom. Debler XVI, 74). Um dem Zerfall zu steuern, vereinigten sich 1865 Kaplan Pfitzer, die Stadträte Christian Beißwinger, Nagel, Reuß und Stütz, ferner Graveur Georg Heberle, Thomas Debler und Philipp Beck und ermöglichten durch freiwillige Beiträge die Instandsetzung der Kapelle. Kaufmann Bernhard August Neuber stiftete dazu noch 600 fl. Die Arbeiten wurden durch Bildhauer Lorenz Benz überwacht und teilweise durchgeführt.

Der Eingang wurde von der Nordseite auf die Westseite verlegt. Die Seitenaltäre und verschiedene Bilder wurden entfernt und die schadhaften Fenster durch neue aus der Glasmalerei Wilhelm-Stuttgart ersetzt. Da durch die gesammelten Mittel nur die dringlichsten Schäden beseitigt werden konnten, wurden 1887 bis 1888 die Arbeiten weitergeführt. 1900 erfolgte die Gründung des Josefsvereins, der sich nun kräftig für die Kapelle einsetzte. Eine gründliche Restauration wurde 1905 durchgeführt. Man erneuerte den Außenverputz und legte rings um die Kapelle zur Abhaltung der Feuchtigkeit einen Zementstreifen. An der Giebelseite wurde über dem Eingang ein Fenster angebracht, durch welches nun die Bühne erreicht werden kann. Die viel zu dunklen Fenster wurden durch die Firma Waldhausen-Ellenbeck verändert. In diejenigen im Chor wurden einige lichte Glasplatten eingesetzt, die Fenster im Schiff aber durch helle ersetzt.

Um 1960 zeigten sich im Mauerwerk so schwere Schäden, daß die Kapelle 1962 geschlossen werden mußte. Nach langen Verhandlungen schritt man zur Wiederherstellung der Kapelle, die 1970 zu Ende geführt wurde.

Von sonstigen Arbeiten in der Kapelle erfahren wir durch die Jahresrechnung wenig. 1725 legte Maurer Johann Fuchs neue steinerne Fußplatten um 16 fl, und 1754 verfertigte Schreiner Franz Feldner das Gestühl und das Antipendium.

Von der Innenausstattung der Kapelle

Aus dem Zusatztestament von Anna Maria Debler und der Einweihungsurkunde von 1698 erfahren wir von einem Altar zur hl. Familie und zwei Nebenaltären. Der Hauptaltar wurde 1762 (JR. S. 24) von Maler Georg Felderer um 50 fl ganz neu gefaßt und wiederum 1905 durch Bildhauer Britsch. 1737 malte Johann Georg Felderer einen „Englischen Gruß“ in die Kapelle. Die geringe Entschädigung von 28 kr läßt auf eine unbedeutende Dekorationsmalerei schließen. An figürlichem Schmuck melden die Jahresrechnungen nur 2 Kreuze, die 1761 erneuert wurden. Schon von Anfang an standen an den Wänden des Schiffes 16 kleine Holzfiguren, von denen sich noch 10 erhalten hatten. Die übrigen 6 sind 1865 durch hiesige Bürger ergänzt worden. Von den alten Stiftern sind mit Namen aufgeführt: Georg Schurr vom Bläsihof, Ratskonsulent Johann Bummas, Ratsherr Johann Schedel, Stadtschreiber Veit Jageisen. Die neuen Stifter waren: Lorenz Benz, Philipp Beck, Stadtrat Stütz, Kaplan Pfitzer, Stadtrat Christian Beisswinger und Graveur Johann Häberle. Die Figuren stellen Christus inmitten seiner Apostel und einiger Kirchenlehrer dar. Auf die Gründungszeit geht auch eine Anzahl kleiner, auf Blech gemalter Gmünder Familienwappen zurück, die ebenfalls an den Wänden hingen. Neu kamen in die Kapelle zwei wertvolle

Skulpturen aus der Dominikanerkirche. Die eine aus Holz mit 1709 bezeichnet stellt den Tod des heiligen Josef, die andere, ein bedeutendes Steinbild von 1518, den Tod Mariens dar. Die 16 kleinen Holzfiguren und die Wappenschilder werden vorerst nicht mehr in der Kapelle aufgestellt. Eine hervorragend schöne barocke Kreuzigungsgruppe wird jetzt im Heimatmuseum aufbewahrt.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren in der Kapelle viel Weihegeschenke und Danktäfelchen, sowie einige Heiligenbilder aufgehängt. Unter letzteren bekam das Bild der legendären hl. Kumerana eine besondere Bedeutung. Es zeigt die Heilige am Kreuz und ihr zu Füßen einen geigenden Jüngling. Justinus Kerner, der öfters die Kapelle besuchte, wurde durch diese Darstellung zu seinem berühmten Gedicht „der Geiger von Gmünd“ angeregt. Das Bild befindet sich heute im Gmünder Heimatmuseum. Ein ähnliches, das der Dichter vom Mesner der Kapelle erwarb, wird im Kernermuseum zu Weinsberg gezeigt.

An sonstigen Ausstattungstücken erwähnen die Jahresrechnungen: 1707 die Beschaffung eines kleinen Meßkelchs samt Patene um 19 fl, weil der alte von französischen Husaren geraubt worden war. — 1708 zwei Kruzifixe, die um 1 fl 2 kr erneuert werden. — 1798 eine silberne vergoldete Patene um 17 fl 30 kr aus der Werkstatt von Ignaz Emer. — 1909 Renovierung zweier alter Reliquiare in Holzrahmen. (Heute zu beiden Seiten des Tabernakels.)

Im Türmchen hing von Anfang an ein Glöcklein, das 1702 zersprang. Es wurde in Nürnberg umgegossen und kostete samt Fracht und Aufhängen 16 fl 15 kr. Es erfüllte seinen Dienst bis 1816 und mußte dann abermals umgegossen werden. Die neue Inschrift lautete: „Goß mich Hertel und Ruprecht in Nürnberg. Anno 1816. Eligius Maihöfer hat eine neue Glocke als Gutthäter in das Kapellein zu St. Joseph in Schwäbisch Gmünd Gießen lassen zu Nürnberg. Den 26. Februar 1816“. Als diese Glocke zersprang, wurde 1909 in der Gießerei Anton Zoller in Biberach eine neue Glocke verfertigt. Sie wog etwa 50 kg und trug die Inschrift: „Ave Maria, gratia plena“ und „Sit nomen Domini benedictum“. Auf der Vorderseite war die Madonna, auf der Rückseite die Kreuzigungsgruppe dargestellt. (Remszeit. 1906 Nr. 153). Die Glocke ist den Kriegsbeschlagnahmungen zum Opfer gefallen.

Das kirchliche Leben

St. Josef war eine Kapelle ohne Pfründe und der St. Leonhardspflege einverleibt. Von Anfang an war auf die Abhaltung von Gottesdiensten Bedacht genommen worden. Durch eine Stiftung von 400 fl (Reg. 341) verpflichteten sich die Augustiner zu einer wöchentlichen Messe. Weitere Meßstiftungen folgten, so 1712 von Bürgermeister Eisele auf den Josefstag, 1717 durch Johann Martin Storr auf St. Martin und 1785 durch Bürgermeister Sebastian Doll. Mit großer Feierlichkeit wurde jedes Jahr das Josefsfest mit Hochamt und Predigt begangen. Elisabeth Baumann, geb. Beringer, stiftete dazu 1748 40 fl. Die regelmäßigen Gottesdienste trugen viel dazu bei, daß das Gotteshaus sehr stark besucht wurde. In den Opfergaben steht St. Josef an 1. Stelle unter den hiesigen Kapellen. Es war üblich geworden, wenn möglich jeden Mittwoch St. Josef zu besuchen. Reichlich flossen die Geldspenden. Hier nur einzelne. Es stifteten 1762 (JR S. 13) Anna Mayer von U/Bettringen 10 fl, Bäcker Sebastian Zeller 50 fl, 1765 (JR. 23) Josef Pfister, Ratsherr zu Bamberg, 12 fl, Eva Debler 3 fl, Bürgermeister Jageisen 25 fl, 1792 Frau Bürgermeister Ziegler 50 fl, 1796 ein Ungenannter 25 fl.

1764 vermachte ein Guttäter der Kapelle einen silbernen vergoldeten Kelch. Das Kirchlein besaß einen Kreuzpartikel und für dringende Fälle wurde dort Krankenöl bereit gehalten.

Der Barock hatte auch vor St. Josef nicht Halt gemacht. 1742 stiftete Katharina Rudolph (Reg. 345) 10 fl, „damit die von ihr gekleidete Muttergottes in ihrer Zierde erhalten werde". 1768 (JR. S. 43) verfertigten Maler Felderer und Schneider Hörner für irgend ein Bildwerk einen Baldachin. 1799 erhielt Karl Killinger 33 fl ausbezahlt. Dafür hatte er dem Muttergottesbild eine silberne Krone und Szepter, ein Kleid aus silbernen Zeug und einen Baldachin aus gutem Zeug zu fertigen. Daneben mußte er noch 8 Brustbilder versilbern, 2 Täfelchen und 2 Blumenkrüge aufstellen. Die Schwestern in St. Ludwig erhielten 1796 für das Fassen von Reliquien 2 fl 40 kr.

Das letzte große kirchliche Fest zur Reichsstadtzeit war 1796 zur Erinnerung an die 100 Jahre zuvor vollzogene Kirchweihe. Was die Jahreszeit an Blumen und Laubwerk liefern konnte, wurde herbeigeschleppt. Mit Predigt und Hochamt wurde die Feier eröffnet. Eine Tragorgel war herbeigeschafft worden, um die Gesänge zu begleiten, und bis in die späten Abendstunden hörte der Zustrom der Andächtigen nicht auf.

Nach der Besetzung der Stadt durch Württemberg 1802 kam auch das Vermögen von St. Josef in die Verwaltung der Armenpflege. Die gestifteten Messen wurden in die Pfarrkirche verlegt, und die Kapelle sollte geschlossen werden. Es bedurfte vieler Mühe, daß wenigstens das Josefsfest gefeiert werden durfte; aber auch dieses Zugeständnis war den „Aufklärern" zu viel. 1824 kam eine Kommission (D. Debler XVII, 7) welche St. Josef und den Salvator eingehen lassen wollte. Doch der geschlossene Widerstand der Bevölkerung ließ die Pläne nicht zur Ausführung gelangen. Eine spätere Zeit war duldsamer. Als sich die Stadt bis in die Nähe der Kapelle ausdehnte, bemühte man sich wieder um regelmäßige Gottesdienste. Man erreichte das Ziel 1868, nachdem kurz zuvor die Kapelle gründlich instandgesetzt worden war.

Nach den großen Feierlichkeiten anläßlich der 200jährigen Wiederkehr der Kirchweihe gelang es seit 1899, einen pensionierten Geistlichen für einen täglichen Gottesdienst zu gewinnen. 1900 wurde der Josefsverein gegründet, der sich besonders um die kirchlichen Bedürfnisse annahm. 1905 erhielt der Hauptaltar einen Tabernakel, worauf 1906 das Allerheiligste in die Kapelle eingesetzt wurde. Mit dem Anbau einer Sakristei an die Nordwand erhielt die Kapelle 1920 ihr jetziges Aussehen. Für die Beliebtheit der Kapelle spricht, daß sich dort immer mehr Brautleute trauen ließen.

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein entwickelte sich am Josefstag um die Kapelle ein kleines jahrmarktähnliches Treiben. Es fehlten nicht ein Karussel und die üblichen Stände für den Verkauf von Back- und Zuckerwaren. Eine Sonderheit waren die „Josefsküchlein", runde, flachgezogene Brötchen, die mit einer Masse von Quark, stark gefärbt mit Safran, überzogen waren.

Das Mesnerhaus war schon bei Errichtung der Kapelle als hübscher Fachwerkbau aufgeführt worden, „damit eine redliche Person sich drin aufhalte, der Kirche diene, abwarte und hüten könne." Als 1796 Gmünd von den Franzosen besetzt wurde, flüchtete sich der Mesner mit seiner Familie in die Stadt und erhielt 2 fl Mietzinsentschädigung. 1903 wurde das altersschwach gewordene Haus abgebrochen und der Platz zu den Anlagen um die Kapelle gezogen.

Zur St. Josephs-Kapelle

(Hermann Kissling)

Als andernorts schon der Hochbarock seinen Einzug hält, entsteht in Gmünd eine Kapelle mit gotischer Gewölbefigur und Maßwerkfenstern. Das ist im Jahr 1677 kaum mehr mit den Gebräuchen der Renaissance-Gotiker, auch nicht mehr mit der Neugotik des Würzburger Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn (1573—1617) zu vergleichen oder gar mit dem Hinweis abzutun, Maßwerk sei selbst im Barock nicht gänzlich verachtet worden. Auch die in der lokalen Literatur gemachten Bemerkungen, man habe eben ein Bauwerk von 1622, nämlich die Herrgottsruh-Kapelle, wiederholt, gehörten doch die Baumeister beider Kapellen derselben Familie an, ist bei dem Zeitabstand von einem halben Jahrhundert und bei dem Vergleich der Grabmalkunst eines Caspar Vogt d. J. und mit der des Sebastian Vogt unhaltbar. Die schriftlichen Quellen sagen eindeutig, daß Stifterwille den Neubau verlangt hat. Sebastian Vogt, der mutmaßliche Baumeister, hat aber, (was bislang noch nie bemerkt, zumindest noch nie gesagt wurde), trotz der Auflage, eine Kopie zu schaffen, sich seine Freiheiten genommen. Er gibt seiner Kapelle vor allem mehr Höhe[1]. Besonders merklich setzt er das Gewölbe des zweijochigen Langhauses an, womit er eine größere Öffnung zum Chorraum hin erreicht. Das wird man zwar nicht als eine von der barocken Architektur her bekannte Verschleifung der Raumkompartimente, aber als eine Tendenz dazu bezeichnen dürfen. In diesem Zusammenhang verdient auch die Einwölbungsart seines Langhauses (6,85 m lang 6,22 m breit) Beachtung. Er gliedert den nahezu quadratischen Raum in zwei Joche, was diesen durch die raschere Folge der Gewölbefiguren unmittelbarer als in Herrgottsruh mit dem Chorraum verbindet. Ansonsten hinterließ der Baumeister keinerlei Inschriften und Zeichen seiner Urheberschaft. Im Detail wirkt er unbestimmter als sein Vorfahre, der auch Einzelheiten mit Vergnügen und Schärfe ausformulierte. Diese Meißelsprache zeigen die Kopfkonsolen des Chorgewölbes, wo in der Kapelle Herrgottsruh Schildkonsolen vorragen, eben nicht.

Der Choraltar weicht erheblich von dem 50 Jahre älteren der Kapelle beim Friedhof ab. Seine Gliederung, auch sein Programm, faßt ein Blick rascher. Er geht im Aufbau wie die großen Altaraufbauten der Spätrenaissance auf den Gedanken des Triumphportals zurück[2]. Über einem Sockel öffnet sich die flache Nische, deren Tiefe durch die vorgestellten Randsäulen erhöht wird. Sicherlich steht hier bei den gedrehten und mit Weinlaubranken umwundenen Stützen das Vorbild in St. Peter auf, der berühmte Bronzetabernakel des Lorenzo Bernini (1624—28). Halb Europa hat es Bernini nachgemacht (und diesen spätantiken Bauwerken). Die Figuren auf den Außenkonsolen, rechts Mutter Anna mit Maria und Christuskind, links ihr Gemahl, geben dem Mittelbild eine horizontale Fortsetzung. Sie erinnern in ihrem Aufstellungsort nicht an den italienischen Barock, sondern an die spätgotischen Altaraufsätze mit ihren Standflügeln. Der Mittelteil des Altars schließt mit einem verkröpften Gesims ab. Für die darüber aufgestellten Figuren (zu den Seiten des hl. Michael links Johannes der Täufer und rechts Maria Magdalena) hat man Postamente auf stark herausgewölbten Erhöhungen geschaffen. In die mittlere setzte man als Auszugsbild eine Verkündigung ein. Die seitlichen, von spiralig kreisenden Pflanzen gezierten Sockelflächen, erscheinen an diesem Altar etwas aufgebläht, absonderlich neben der deutlichen Beziehung der übrigen Teile zur Mitte und zum Ganzen. Hier versuchte der Altarbauer Eigenes.

Von den gängigen Vorbildern übernahm er weder die bekannten Giebelstummel noch die sich an die erhöhte Mitte anlehnenden Voluten[3]. Das Aufsteigende und das Kreisende gedachte er in einem Gebilde zu vereinen und sichtbar zu machen. Man sieht das Ergebnis: Formhülsen.

Die Stifterin wünschte eine Kapelle mit bestimmten Formen, beim Altar bestimmte Inhalte. Man hat jedoch kein „köstliches blath", sondern die Schnitzfiguren der hl. Familie eingesetzt, über der die Taube des hl. Geistes schwebt und Gottvater die Arme ausbreitet. Die bemalten Schnitzfiguren, von etwas schwerfälligem Gehabe, gehören der Spätrenaissance an. Gegenüber den älteren der Herrgottsruh-Kapelle erscheinen sie weder körperlich bewegter noch beseelter, ihre Gewänder lediglich faltenreicher. Diese Gestalten vor Augen ahnt man kaum, zu welchen ausdrucksvollen Gebärden und äußerlichen Steigerungen barocke Figuren schon in dieser Zeit fähig sind und sich noch hinreißen lassen werden. Aber man spürt doch, wie eine sinnenfreudigere Welt seit dem Jahr 1622 angebrochen ist. Der etwas strengen Farbigkeit des Herrgottsruh-Altares mit seiner schwarzen Ausgangsfarbe steht hier ein Blaugrau gegenüber, das von roten Flächen und Körpern des Architravs (dem Tragbalken) und der Säulen unterbrochen wird. Doch hier wie dort leuchten die Ornamente in Gold.

[1] Wieder einmal ein Hinweis auf die Grenzen der Stilkritik!

[2] Nach M. Schneider, Kapellen in Württemberg, Seite 58 ff., liegen die Gewölbescheitel in der Herrgottsruh-Kapelle 7,35 m und 4,75 m hoch, in der St. Josephskapelle 9,95 m und 5,68 m.

[3] R. Hoffmann, Bayrische Altarbaukunst, München 1923, Seite XXV.

[4] Man erinnere sich dabei etwa des meisterlichen Hochaltares in St. Georg in Nördlingen (1683) von dem Bildhauer Michael Johann Ehinger.

5. Die Sankt Margarethenkapelle

Unmittelbar bei der Rinderbacher Mühle, hart jenseits der Bahnlinie Gmünd-Aalen, 1/2 Stunde von der Stadtmitte entfernt, stand früher die Burg der Herren von Rinderbach. Die Grundmauern stecken noch im Boden. Steigt man von hier zum Georgishof empor, findet man auf halbem Wege eine kleine künstlich eingeebnete Fläche, auf der noch allerhand Ziegelbruchstücke herumliegen, und auf der man leicht die Grundmauern eines früheren Gebäudes feststellen kann. Hier stand bis 1812 die St. Margarethenkapelle. Zweifellos war sie einstens die Burgkapelle der Rinderbacher, die von 1162 bis 1492 in Gmünd nachweisbar sind. In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts scheinen die Rinderbach ihre Burg aufgegeben zu haben; denn 1386 verkauft Hans von Nenningen seinen Anteil an Burg und Burgstall Rinderbach an Heinrich Bertnang von Gmünd (Reg. 348). Dieser veräußert seinen Besitz 1399 an Bürgermeister Heinrich Wolf von Gmünd (Reg. 349). Aber auch dieser war nicht lange Eigentümer; denn 1438 (Reg. 351) verkaufen Anna von Schnaitberg, Witwe des Hans Gusregen, und ihre Kinder Georg und Dorothea Gusregen für sich und ihre Töchter, bzw. Schwestern Margaretha, die Ehefrau des Hans Waler, und die unmündige Magdalena unter anderen Gütern auch die Burg Rinderbach mit Zubehör an die Stadt Gmünd. In allen diesen Urkunden ist die St. Margarethakapelle genannt, sowie Zinsen, die aus einigen Grundstücken an die Kapelle gehen. Die Stadt verkaufte den Burgstall Rinderbach samt Zubehör 1632 (Reg. 356) an das Spital zum Heiligen Geist in

Gmünd um 2 000 fl. Auch in dieser Urkunde ist St. Margaretha erwähnt. Unter den Grundstücken, die zur Burg gehören, sind aufgeführt „4 Tw. Wiesen unter dem Hof (Georgishof), darinnen St. Margaretha Käppelin steht.“ Ferner ist genannt „eine Halde beim Kirchlein“ und unter den Nachbargrundstückchen ein „St. Margarethenacker“.

Wann die Burg Rinderbach erbaut wurde ist nicht bekannt, auch nicht wann sie zerstört worden ist. Doch wird sie schon 1386 Burgstall, also zerstörte Burg, genannt.

Die heilige Margaretha genoß in Gmünd große Verehrung, wie die vielen Namen Margaretha, Greta usw. der Gmünder Mädchen beweisen. Mit Katharina und Barbara gehörte Margaretha zu den drei beliebtesten heiligen Frauen des Mittelalters. St. Katharina ist die Schutzherrin des hiesigen Siechenspitals. Zu Ehren von St. Barbara stiftet Hans Straisser 1436 einen Altar in die hiesige Pfarrkirche (UAG. Reg. 1079), und die 3. Heilige, St. Margaretha, ist die Patronin der Burgkapelle der Rinderbacher.

Nach recht unsicheren Nachrichten stammt St. Margaretha aus Antiochien in Kleinasien. Sie wurde von ihrem heidnischen Vater verstoßen und in der diokletianischen Verfolgung 307 für Glauben und Jungfräulichkeit gemartert und enthauptet. In der griechischen Kirche wurde sie von altersher hoch geehrt, seit dem 7. Jahrhundert auch im Abendland. Volkstümlichkeit erlangte sie bei uns jedoch erst seit dem 12. Jahrhundert. Schon frühe gehört sie zur Schar der 14 Nothelfer und gilt namentlich als Helferin bei Schwergeburten. Ihr Fest ist am 20. Juli. (Nach Buchberger, Lexikon f. Theol. u. Kirche, 2. Aufl. Bd. VI S. 879.).

Die älteste Nachricht über die Kapelle ist uns durch ein kleines Glöcklein überliefert, das sich heute im Gmünder Heimatmuseum befindet. Nach Sigrid Thurm „Deutscher Glockenatlas S. 505 stammt es aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, hat einen Durchmeser von 41 cm und eine Höhe von 36 cm. Die Schulterinschrift lautet: „Ave Maria + S. Nargaretha“ (N = M). Beim Abbruch der Kapelle kam das Glöcklein nach Herrgotts-Ruhe und sollte 1942 eingeschmolzen werden. Da aber Ersatzmetall gestellt wurde, konnte es gerettet werden.

In den Urkunden tritt die Kapelle zum erstenmale 1341 November 11 auf (Reg. 345). Damals stiftete Pfaff Johann Bühel eine ewige Messe in das Siechenspital.“ Kann sie dort nicht gelesen werden, so mag sie der Rat nach Rinderbach in die Margarethenkapelle oder in die Pfarrkirche verlegen“.

Die Kapelle besaß keine Pfründe; doch gehörten zu ihr einige Grundstücke und später etwas Kapital. Anfangs waren ihr eigene Pfleger gesetzt. Eine Urkunde von 1379 (Reg. 347) berichtet, daß Johann im Steinhaus, genannt Swiger, von St. Margaretha zu Rinderbach durch deren Pfleger Hans Feierabend und Hans Grulich die Margarethenäcker beim Welderbrunn samt der Steingrube gegen 13 ß h zu einem Erblehen nimmt. Er kann die Äcker verkaufen; sind sie aber bei seinem Tode noch in seinem Besitz, so fallen sie an die Pflege zurück. 1420 (Reg. 350) besteht Klaß Wegner von St. Leonhard auf 10 Jahre die St. Margarethenwiese im Wüflinger Tal um jährlich 3 fl Zins. Damals war also die Pflege von St. Margaretha schon mit der Leonhardspflege vereinigt. 1447 (Reg. 352) geht ein Zins von 1 ℔ 5 h aus einer Wiese im Wüflinger Tal an St. Margaretha. 1536 (Reg. 353) und 1537 (Reg. 354) ist wiederum die Rede von einem Zins von 12 ½ ß h aus einer Wiese. Auf ein kleines Vermögen läßt der Umstand schließen, daß die Stättmeister, also die Stadt, 1538 bei St. Margaretha einen jährlichen Zins von

4 fl kaufen, was einem Kapitalwert von etwa 100 fl entspricht (Reg. 355). Das ist alles, was vom Besitz von St. Margaretha bekannt ist. Diese bescheidenen Einkünfte dürften gestiftet worden sein, um die Kapelle im Bau zu erhalten und die nötigsten kirchlichen Aufwendungen zu bestreiten.

Die Kapelle gehörte von jeher zur Pfarrei Iggingen, und der dortige Geistliche war für deren kirchliche Betreuung verantwortlich. Nach dem Gefällverzeichnis der Pfarrei Iggingen von 1349 (Reg. 346) hat der dortige Pfarrer jährlich zweimal in St. Margaretha Messe zu lesen, wovon er Präsenz bekommt. Später wurde nur noch der Kirchweihtag am Sonntag nach Jakobi (25. Juli) kirchlich begangen. Wegen der großen Entfernung von der Pfarrkirche schloß Pfarrer Ganzenmüller zu Iggingen 1697 (Reg. 358) mit den Dominikanern zu Gmünd einen Vertrag, nach welchem diese die Feier der Kirchweihe in der Kapelle zu besorgen hatten.

Dieser Tag gestaltete sich von jeher recht festlich. Der Mesner von St. Leonhard, der auch St. Margaretha versorgte, schmückte das Kirchlein über und über mit Maien und Blumen und hängte das Kirchweihfähnlein aus. Im Freien wurde eine Kanzel aufgeschlagen. Um 1/2 9 Uhr begann der Gottesdienst mit einer Festpredigt. Anschließend folgte das Hochamt, bei dem Sänger und Musikanten der Pfarrkirche in Gmünd mitwirkten. Bei schönem Wetter war der Besuch groß, und bis in die späten Abendstunden fanden sich fromme Beter ein. Der Rinderbacher Müller, als Pfleger der Kapelle, bezahlte dem Festprediger 30 Kreuzer, und die Leonhardspflege ließ dem Mesner, Kantor und Buchhalter je 4 Kreuzer zukommen.

Das Jahr über war die Kapelle fast immer geschlossen und konnte daher nur wenig besucht werden. Das zeigt sich in den spärlichen Opfergaben. Sie betrugen z. B. (die Opfer in Herrgotts-Ruhe zum Vergleich in Klammern) 1700 nur 27 Kreuzer (38 fl 50 kr), 1729 = 1 fl 56 kr (48 fl 3 kr), 1761 = 5 fl 56 kr (58 fl 45 kr, 1790 = 21 kr (34 fl 21 kr).

Bei der großen Neugestaltung des Rechnungswesens der Reichsstadt 1803 kam das kleine Vermögen der Margarethenkapelle zusammen mit der Leonhardspflege zur neu errichteten „Armenpflege“, deren Träger das Heilig-Geist-Spital war. Am 27. Januar 1810 wurde St. Margaretha aus seinem jahrhundertelangen Verband mit Iggingen getrennt und der Stadtpfarrei Gmünd zugeteilt. Beide Maßnahmen bedeuteten den Untergang der Kapelle. In jener Zeit war nämlich die Kirche zu O/Bettringen baufällig geworden. Da das Heilig-Geistspital die Baulast zu tragen hatte, verurteilte es die ihm gehörige Margarethenkapelle zum Abbruch und ließ 1812 die wohl gefügten Quadersteine nach O/Bettringen abführen. Das Glöcklein kam nach Unseres Herren Ruhe. Von der Innenausgestaltung der Margarethenkapelle hat sich heute nur noch die stark beschädigte gotische Holzstatue der hl. Margaretha (um 1470) durch Zufall erhalten. Kaplan Rudolf Weser kam zu Beginn dieses Jahrhunderts auf den Georgishof, wo eben der Pächter im Begriffe war, das recht unscheinbar gewordene, einst ganz vergoldete Holzbildnis, zu zerspalten. Weser konnte es im letzten Augenblick vor dem gänzlichen Verderb retten.

Von dem Schicksal der Margarethenkapelle melden die Rechnungen der Leonhardskapelle nicht viel. 1702 (JR. 59) müssen größere Bauarbeiten durchgeführt worden sein. Für. St. Margaretha allein werden 30 fl Baukosten aufgeführt, dazu noch mit St. Leonhard zusammen 47 fl. Im selben Jahre erhält der Maler Christoph Katzenstein „für das Ausmalen der Kapelle“ 13 fl 36 kr. 1722 (JR. S. 65)

faßte der Maler Johann Georg Heberle ein Kruzifix für 1 fl 4 kr, und 1729 (JR. S. 77) erhielt Kaspar Urbon für „ein Jüngstes Gericht zu malen" 12 fl 30 kr. 1765 wurde der Glockenturm ganz neu gemacht, was einen Aufwand von 50 fl 59 kr erforderte. Im gleichen Jahre hatte der Maler Georg Felderer das Innere der Kapelle um 2 fl 20 kr zu erneuern. Das sind die dürftigen Nachrichten, die uns von St. Margaretha überliefert sind.

Die große Chronik von Dominikus Debler (StA. Bd. VI S. 495) hat uns ein ganz flüchtiges Bild der Kapelle überliefert. Nach diesem wurde die Zeichnung im Anhang gefertigt. Der Stil scheint auf einen gotischen Bau hinzudeuten, der, besonders deutlich bei Debler, ganz aus Quadersteinen aufgeführt ist. Mehr aus dieser Zeichnung herauszulesen würde sich zu tief in der Phantasie verlieren.

6. Die St. Nikolauskapelle

St. Nikolaus gehörte zu den beliebtesten Heiligen des Mittelalters. Über sein Leben ist nichts Sicheres bekannt. Seine später so volkstümliche Gestalt ist eine Zusammenfassung der Legenden aus dem Leben von Nikolaus von Myra und Nikolaus von Sinon, die beide geschichtlich bezeugt sind. Die Verehrung des Heiligen steigerte sich im Morgenland gegen Ende des 9. Jahrhunderts so sehr, daß sie nahe an diejenige von Maria heranreichte. Um diese Zeit gelangte sie auch nach Europa. In Deutschland begünstigte Theophanu, die griechische Gemahlin Kaiser Ottos II., den Kult. Den Höhepunkt erreichte die Verehrung des Heiligen gegen Ende des Mittelalters. Die Legenden überbieten sich an Erzählungen aus dem Leben des Heiligen. Ihnen sind auch die Attribute entnommen, die St. Nikolaus beigegeben werden: 3 Kugeln, 3 Brote, 3 goldene Äpfel, ein Schiff. Überaus mannigfach sind auch seine Patronate über die Jungfrauen, Schiffer, Reisenden, Gefangenen, Bäcker, Kinder, Schüler usw. Besonders wichtig wurde das Schülerpatronat. Es erklärt das Brauchtum am Vorabend seines Festes, das am 6. Dezember gefeiert wird. (Geschenke, Rute). Seit der Reformation wird seine Rolle mehr und mehr auf das Christkind übertragen, und so wird St. Nikolaus zum Weihnachtsmann. (Nach Buchberger: Lexikon für Kirche und Theologie.)

Bei der großen Volkstümlichkeit dieses Heiligen ist es begreiflich, daß auch in Gmünd seine Verehrung schon frühzeitig Fuß faßte. Neben einer Nikolauspfründe im Spital, die schon vor 1445 bestand, besaß Gmünd auch eine Nikolauskapelle. Sie befand sich im 1. Stockwerk eines Torturms der inneren Stadtmauer, der mitten in der Straße stand, die vom Marktplatz zur Hinteren Schmiedgasse führt. Seine Grundmauern wurden 1969 beim Neubau einer Zweigstelle der hiesigen Kreissparkasse angeschnitten. Nach der Kapelle erhielt der Turm den Namen Kappelturm, die Straße den Namen Kappelgasse. Der Altar wurde 1522 (Reg. 369) zu Ehren von St. Nikolaus, St. Erasmus und der heiligen drei Könige geweiht. Der Hauptpatron war ursprünglich St. Nikolaus, dessen Bildnis den einzigen Altar zierte. Nach dem Chronisten Dominikus Debler war die Kapelle sehr klein. Auf dem Stadtturm hing 1 Glöcklein, das bei Beerdigungen geläutet wurde.

Die Kapelle hatte keine eigene Pfründe, sondern wurde von der Josenkapelle mitversorgt. Die Jahresrechnung von St. Leonhard meldet 1793 (S. 32 b): Dem Mesner von St. Nikolaus und St. Georg ist wegen der abgegangenen Kapelle von St. Nikolaus vom Rat als Ersatz 10 fl bewilligt worden.

Mit der Erbauung des Stadtturmes, zum mindesten aber kurz danach, scheint die

Kapelle nach der Erstellung der äußeren Stadtmauer eingerichtet worden zu sein. Vielleicht war der Torturm als Brückenturm über die Rems, die damals noch unmittelbar an ihm vorbeifloß, erbaut worden. St. Nikolaus war nämlich auch ein beliebter Brückenheiliger, wie die Kapellen von Calw und Eßlingen beweisen. Eine Urkunde von 1324 (Reg. 360) spricht von „des Roten Haus vor Capellum Tor an der Brücke". Außerdem war St. Nikolaus ein Patron der Reisenden. Daß die hiesige Nikolauskapelle sehr alt ist, beweisen die Urkunden von 1323, 1324, 1337, 1345 (Reg. 359, 360, 361, 362); denn sie sprechen von einem Kapellenturm, setzen also das Bestehen der Nikolauskapelle voraus.

Schon frühe erwarb sich die Kapelle einige Güter und Kapitalien. So kauften ihre Pfleger 1387 (Reg. 364) von Peter Aigner und seiner Hausfrau Agnes 1 Pfund Heller aus der Hüfelwiese. Im Staatsarchiv Ludwigsburg (B 138 Nr. 1948) hat sich ein Pergamentheft erhalten, das den Besitz und die Einkünfte von St. Nikolaus 1400 genau verzeichnet. Es sind dort als Ausstattung der Kapelle aufgeführt: 1 Meßbuch, 1 Kelch, 2 Korporale, 2 Meßgewänder, 3 Altartücher, 3 Ämpelchen, 1 kleines Glöcklein. Die Einkünfte der Kapelle betrugen im ganzen jährlich 6 Pfund 15 Schilling 6 Heller, 2 Hühner; ferner gehörte zu St. Nikolaus noch eine Hofstatt. (Siehe Beilage 11!). Diese recht bescheidenen Einnahmen, die sich auch später nicht wesentlich steigerten, lassen erkennen, daß nie daran gedacht war, eine eigene Kaplaneipfründe zu schaffen. Dazu war schon die Kapelle viel zu klein; doch reichten die Bezüge aus, den Unterhalt des kleinen Heiligtums zu bestreiten und hin und wieder dort einen Gottesdienst abzuhalten. Wegen der geringen Einkünfte bezahlt die Nikolauskapelle auch keine Steuer, wenigstens tritt sie weder in der Steuerliste im Handbuch der Dekane von 1518 noch 1523, noch auch später unter den Veranlagten auf.

Die Kapelle hatte ursprünglich ihre eigenen Pfleger. 1387 (Reg. 363) verkauften Peter Aigner und seine Hausfrau 1 Pfund Heller Zins „an St. Nikolaus auf dem Cappeltor" und seine Pfleger, und 1422 (Reg. 367) sind die Pfleger Walter Fischer und Hans Nidung genannt. Wie die übrigen kleinen Pflegen wurde auch St. Nikolaus auf dem Turm schon frühe mit der Leonhardspflege vereinigt und verlor damit ihre Selbständigkeit.

Vom kirchlichen Leben in der Kapelle melden die spärlichen Urkunden wenig. Auffallenderweise wurde das Patrozinium am 6. Januar, also am Dreikönigsfeste, gefeiert. St. Nikolaus, der alte Patron, wurde also durch die drei Weisen verdrängt. Anlaß dazu mag die Altarweihe von 1522 (Reg. 369) gegeben haben. Damals wurde der Altar St. Nikolaus, St. Emmeran und den heiligen drei Königen geweiht. Zu dieser Zeit hatte die Verehrung des hl. Nikolaus ihren Höhepunkt schon überschritten, während diejenige der drei Könige immer beliebter wurde. Das beweist schon die starke Zunahme der Vornamen Kaspar, Melchior und Balthasar in hiesiger Stadt. Außerdem war die Verehrung der drei Weisen von jeher in Gmünd recht volkstümlich. Es sei nur an das prächtige Nordwestportal am Schiff des Münsters und an die Figuren an der nördlichen Außenwand des Chores erinnert. Dazu kam noch eine Legende von einem Wunder, das im Zusammenhang mit den hl. drei Königen vor dem Kappelturm sich ereignet haben sollte (siehe im Folgenden!). All dies zusammen mag die Änderung des Patroziniums herbeigeführt haben.

Am Dreikönigstage bewegte sich alljährlich eine feierliche Prozession zur

Kapelle, an der Spitze der ganze Rat. Tags zuvor war eine Vigil, am Festtag selbst ein feierliches Hochamt mit Gesang. Das Kirchweihfest wurde zusammen mit St. Margaretha am Sonntag nach Jakobi (25. Juli) begangen. Zu diesem Feste stiftete Katharina Kapfer 1780 eine neue Kirchweihkerze (Reg. 370)), was wohl darauf schließen läßt, daß auch an diesem Tage Gottesdienst gehalten wurde. Am Nikolaustage selber wurden nach Dominikus Debler mehrere Messen in der Kapelle gelesen. Die Jahresrechnung der Leonhardspflege von 1793 meldet die Ausgabe von 32 kr für eine Messe an diesem Tage.

Der Besuch der Kapelle scheint, wenigstens in späterer Zeit, nicht groß gewesen zu sein, was aus den bescheidenen Opfergaben zu schließen ist. Sie betrugen (zum Vergleich die Zahlen für St. Josef in Klammern):

1700 = 23 kr (37 fl 20 kr), 1729 = 15 kr (16 fl 30 kr), 1761 = 23 kr (53 fl 3 kr), 1790 = 4 h (51 fl 54 kr 2 h). Von diesem Jahre ab sind keine Opfer mehr in St. Nikolaus verzeichnet.

Das Ende der Kapelle. Nach Dominikus Debler Bd. V, 399 wurde der Kapellenturm im Anfang April 1791 abgebrochen, weil er baufällig war und man die Steine zur Herstellung des äußeren Wehrs benötigte. Die Glocke und die Statue des heiligen Nikolaus wurden in das Spital verbracht. Heute befindet sich im Gmünder Heimatmuseum ein Standbild des Heiligen das um 1930 vom Spital in das Museum verbracht wurde. Es ist nach Hermann Kissling („Einhorn“ 55 S. 285) 86 cm hoch und um 1480 wahrscheinlich in Ulm entstanden. Doch dürfte es eher zu St. Nikolaus im Spital als auf dem Turm gehört haben.

Die Angabe der Oberamtsbeschreibung 1870 S. 362, daß der Turm erst 1807 abgerissen worden ist, stimmt also nicht. Das Sepulchrum des Altars kam in das Pfarrhaus. Der damalige Stiftsdekan Franz Xaver Debler schreibt in seinen „Kronologischen Nachrichten“ S. 203 (STA Ch.): „Den 26. März 1792 habe ich nach erhaltener Erlaubnis von Augsburg das Sepulchrum des Altars in der St. Niklaskapelle dahier eröffnet und die Reliquien herausgetan und solche an das Vikariat überschickt. Aus der Autentik, die dem Sepulchrum beilag, ist zu entnehmen, daß am 25. November 1522 Johannes, Weihbischof des Bischofs Christoph zu Augsburg, den Altar der Nikolauskapelle zu Ehren des hl. Bischofs Nikolaus, des Märtirers Erasmus und der Hl. Drei Könige geweiht hat, und daß damals zahlreiche Reliquien in den Altar eingeschlossen wurden.“ (Den genauen lateinischen Text s. Regeste 169!) Der genannte Bischof ist Christoph von Stadion, der von 1517 bis 1543 regierte. Sein Weihbischof war Dr. Johann Laymann, der am 11. Juni 1552 starb. Vor dem Abbruch des Turmes hatte also der Stiftspropst Franz Xaver Debler das Sepulchrum (den Reliquienbehälter) aus dem Altar entfernt, in das Pfarrhaus verbracht und dort mit Erlaubnis des Bischofs geöffnet.

Da der Turm Eigentum der Stadtgemeinde war und von dieser unterhalten werden mußte, berichten die Jahresrechnungen von St. Leonhard wenig über die Kapelle. Wir erfahren, daß auf der Bühne des Turmes die Frucht von St. Leonhard gelagert worden ist

1706 scheint die Kapelle neu hergerichtet worden zu sein; denn als Bauausgaben werden 27 fl 8 kr aufgeführt. 1735 wird eine neue Stiege gebaut. Das sind die einzigen größeren genannten Posten. Über die Innenausstattung wird berichtet von einem Bildnis des heiligen Nikolaus, das 1777 um 12 fl 26 kr neu gefaßt wurde. 1785 wird das Bildnis der hl. 3 Könige um 4 fl 30 kr ausgebessert.

Damit komme ich zum Schlusse auf die Dreikönigslegende. Nach der Zerstörung Mailands schenkte Friedrich Barbarossa die Reliquien der heiligen drei Könige seinem Kanzler Reynold Dassel, der sie 1164 nach Köln überführen ließ. Im Jahre 1651 forschte der Jesuit Hermann Crombach dem eingeschlagenen Weg nach. Da er von einem D. Bononius, Lizentiat der Rechte, erfahren hatte, daß diesem 1636 von den hiesigen Bürgermeistern und Vornehmen bezeugt worden sei, daß die drei Heiligen bei ihrer Überführung nach Köln in der Grät eine Nacht gerastet hätten, wandte sich Crombach an die geistliche und weltliche Obrigkeit in Gmünd mit der Bitte, ihm diese Angabe zu beglaubigen. Er erhielt 1651 eine doppelt versiegelte Urkunde von Bürgermeister und Rat der Stadt, sowie vom hiesigen Stadtpfarrer Mgr. Johannes Schleicher mit der Bestätigung, daß. obwohl in alten Schriften über diese Rast der Heiligen Drei Könige nichts zu finden sei, es hier eine alte Überlieferung gebe, welche diese Angabe bestätige. Außerdem befinde sich an der Grät eine gemalte Tafel mit der Inschrift: „Als man zahlt nach Christi geburt 1164 jahr/ waren die Heiligg drey König geführt von Meilandt/ und lagen in diesem hauß über nacht". — Diese Tafel sei 1632 erneuert worden. Gleichzeitig erzählten sie eine zweite „sehr glaubwürdige Überlieferung", nach welcher bei der Durchfahrt der Gebeine durch ein Stadttor (dasjenige in der Kappelgasse), Pferde und Wagen stehen geblieben seien, bis man gelobt habe, zu Ehren der Heiligen Drei Könige eine Kapelle zu errichten. Diese Kapelle sei über einem inneren Stadttor erbaut worden, und es werde am Tage vor Epiphanius eine Vesper und am Festtage selbst aus einer Stiftung zu Ehren der Hl. Drei Könige ein gesungener Gottesdienst abgehalten. — Auf einer Zeichnung von Dominikus Debler in seiner Chronik um 1800 ist die genannte Tafel an der Grät zu sehen. Die Legende von der Rast der Heiligen ist stets mit der Grät in Verbindung gebracht worden, so in der Schönleberschen Chronik von 1595. Die gemalte Tafel, die auch sonst bezeugt ist, ist spurlos verschwunden. An ihrer Stelle sieht man heute eine spätgotische Steintafel, die ganz nach der gemalten Tafel die Anbetung des Kindes durch die drei Könige zeigt, darunter zwei Wappen, eines von der Familie Härer, das andere noch unbekannt. Diese Steintafel befand sich ursprünglich an der Nikolauskapelle und könnte anläßlich der Altarsweihe 1522 dorthin gestiftet worden sein. Die Familie Härer ist um diese Zeit in Gmünd nachweisbar, so ein Ludwig Härer d. J., der um 1500 als Bürgermeister in den Urkunden auftritt. Durch einen Eintrag in der Jahresrechnung der Leonhardspflege von 1785 ist die Steintafel an der Nikolauskapelle nachgewiesen. Als der Turm 1791 abgebrochen wurde, versetzte man das Relief an das Gebäude Marktplatz 17. Infolge eines Umbaus mußte das Bild versetzt werden. Die Stadt kaufte es nach dem Ratsprotokoll 1863 für 10 Gulden und ließ es als Ersatz für die gemalte Tafel an der Grät einsetzen. So sind die Nikolauskapelle und die Grät durch die Dreikönigslegende miteinander verbunden. Geschichtlich ist jedoch, daß der Weg, den man mit dem Reliquienschrein der Hl. Drei Könige einschlug, nicht Gmünd berührte, sondern über Burgund den Rhein hinunter führte. (Über die Dreikönigssage siehe: R. P. Hermann Crombach S. J.: Erstlingsgaben der Völker oder Geschichte und Lobpreisung der heiligen drei Könige. Köln 1654; und dann. Max Schneider: Die Dreikönigstafel an der Grät! Gmünder Heimatblatt 1959 S. 43).

Zum Relief Anbetung der hl. drei Könige, ehemals an der Nikolaus-Kapelle, heute an der Grät

(Hermann Kissling)

Der Weg des Dreikönig-Reliefs vor der äußeren, vermutlich überdachten Südwand des Kapellenturmes zur Grät ist schon mitgeteilt. Auch die Zeitstellung und der Stifter dieses Werkes, dessen unbekannter Meister in Gmünd noch andere Bildwerke geschaffen hat, sind erwähnt. Deshalb nur noch einige Anmerkungen zur Ikonographie des Themas und zur künstlerischen Form.

In der frühchristlichen Katakombenmalerei bis zur deutschen Romantik ist die Anbetung der Könige ein beliebter Gegenstand der Malerei und Plastik gewesen. Der Urtext nennt die Anbeter nicht so, auch nicht Weise, wie Luther übersetzt, sondern Magier. Erst die Legende hat aus ihnen Könige gemacht. Ihr war die Weissagung in Psalm 72, 10: „Die Könige von Tarsis und auf den Inseln sollen Geschenke bringen, die Könige aus Saba und Scheba sollen Gaben senden", hochwillkommen, weil Könige den Rang einer Szene erhöhen. Man hat ihnen auch Namen gegeben, zwei hebräische und einen griechischen: Caspar, Melchior und Balthasar. Im späten Mittelalter, dem unser Bildwerk zugehört, vergegenwärtigen die Anbeter auch drei Lebensalter. Immer ist es der Greis, der vor dem Kind kniet, der Mann mittleren Alters weist auf den Stern und der Jüngere tritt zuletzt herbei.

Schreiten hier Herrschernaturen zu dem Kind? Hängt diesen Gekrönten nicht das eilfertige und geschäftige Gehabe kleiner Potentaten an? Der Mohr hat es doch sicherlich eilig, sein mit beiden Händen gehaltenes Horngefäß, in dem Weihrauch ist, zur erhofften Bewunderung vorzuweisen. Und der Anführer der Könige, der sich auf beide Knie niedergelassen hat, stellt seine Krone direkt vor die Füße der Gottesmutter. Er scheint es auch völlig in Ordnung zu finden, daß der künftige Weltenrichter Gelegenheit nimmt, in den Goldstücken seines geöffneten Kästchens herumzutasten. Die Mutter, die das nackte Kind gewähren läßt, gehört nicht zu den Hochthronenden. Weder geziert noch damenhaft-elegant ist ihre Haltung. Wir sehen eine junge Frau, die sich mit ihrem Kind nicht auf eine Sitzbank niedergelassen, sondern hingesetzt hat.

Hier ist ein gutmütiger, herzhafter aber auch derber, rustikaler Ton angeschlagen. Die stupsnasigen breiten Gesichter und die auffälligen Gesten und Bewegungen erinnern eher an Bürger und Bauern als an Menschen von Weltläufigkeit. Der Drastik der Aussage entspricht die Drastik der Form: die groben Faltenzüge und das Wichtignehmen des Gegenständlichen. Das Thema der Anbetung, wo Herrscher der Welt sich vor dem Weltenherrscher beugen, wird damit nicht verfehlt. Aber der Bildsinn scheint in dieser etwas stockenden Formulierung gänzlich befreit und gewandelt zu einer künstlerisch geläuterten Form.

7. Die Riesenkapelle

(Unter Benützung von Weser: Die Riesenkapelle, Gmünder Heimatbl. 1936 S. 124).

Die Riesenkapelle tritt ebenfalls unter den Pflegen auf, die St. Leonhard unterstellt sind, vielleicht weil sie einen Opferstock besaß, dessen Erträge genannter Pflege zuflossen. Es handelt sich bei ihr nicht um eine eigentliche Kapelle,

sondern um einen vorn offenen Bildstock, der mit einem Gitter abgeschlossen war. Er lehnte an der westlichen Mauer des Leonhardsfriedhofs, besaß also keine eigene Rückwand. Das Alter der Kapelle ist nicht bekannt; sicherlich aber geht ihr Name auf die Familie Rieß zurück, die seit 1632 hier bekannt ist. Vermutlich ist ihr Erbauer der Bürgermeister Johann Ferdinand Rieß, der 1716/1723 als Pfleger der Leonhardskapelle in den Jahresrechnungen nachgewiesen ist. Er wurde 1659 hier geboren, kam mit 13 Jahren als Student nach Dillingen, wurde 1715 Bürgermeister und starb 1725. In der Leonhardskapelle befindet sich am Hochaltar eine Inschrift, die besagt: „unter dem ältesten Bürgermeister Johann Ferdinand Ries ist 1719 der Altar erneuert worden". Damit sind Beziehungen dieses Mannes zu St. Leonhard gegeben. Von jeher war die Familie Rieß streng kirchlich eingestellt. So ist es wahrscheinlich, daß Johann Ferdinand Rieß die genannte Kapelle erbauen ließ. Über deren Ausstattung ist nichts bekannt.

Die Jahresrechnungen von St. Leonhard melden begreiflicherweise nicht viel von dem kleinen Heiligtum. 1786 wurde eine Ampel angeschafft; 1792 erhielt der Maurer Stegmaier für Ausbesserungsarbeiten 7 fl 48 kr. Für einen neuen Opferstock wurden dem Schlosser Josef Storr 1794 7 fl und dem Zimmermann Hans Roth 2 fl 52 kr ausbezahlt.

Die Opfergaben betrugen 1784, wo sie zum erstenmale aufgeführt werden, 7 fl 5 kr, 1790 = 4 fl 12 kr; 1795 = 9 fl 32 kr und 1799 = 7 fl 41 kr.

1787 wurde laut Ratsprotokoll vom 23. Februar der Opferstock von 2 Handwerksburschen erbrochen. Zur Strafe wurden sie 1 Stunde lang auf den Pranger gestellt. Nachdem jeder noch 25 Stockprügel erhalten hatte, wurden die beiden Missetäter vom Stadtknecht über die Stadtgrenze geführt und ihnen das Betreten des Gmünder Gebiets auf immer verboten.

In württembergischer Zeit, wo so manches hiesige kirchliche Bauwesen der Aufklärung zum Opfer fiel, blieb die Riesenkapelle zunächst unbehelligt. Im Mai 1842 aber beschlossen Stiftungsrat und bürgerliche Kollegien den Abbruch. So endete das kleine Heiligtum sang- und klanglos. Heute ist es auch in der Überlieferung der Bürgerschaft vollständig ausgelöscht.

8. Die St. Theobalds- oder St. Sebaldskapelle

Wie die nordwestliche Vorstadt in St. Jos, so besaß die Waldstetter Vorstadt in St. Theobald ihre eigene Kapelle. Da sie zur Zeit der Stadtvermessung 1831 noch bestand, ist ihre Lage genau bekannt. Ursprünglich floß der Josefsbach durch die heutige Sebaldstraße bis zum Gasthof zum Kreuz, wandte sich dann dem Marktplatz zu, den er der ganzen Länge nach durchfloß, und erreichte die Rems beim Spital. Die Ummauerung von Gmünd um 1100 machte eine Verlegung des Baches nötig. Er wurde bei der Remszeitung abgewinkelt, floß nun an der Westseite der neuen Mauer entlang durch den Turniergraben und den „Türlensteg" zur Rems in der Ledergasse. Die spätere Ummauerung seit etwa 1300 machte eine neue Verlegung nötig. Sie begann etwa beim Gasthaus zum Hopfensitz, wo dem Bach sein heutiges Bett gewiesen wurde.

Als das alte Bachbett in der Sebaldstraße aufgefüllt war, wurden auf ihm zum größten Teile Gemüsegärten angelegt. Deshalb vollzog sich bis zur Jahrhundertwende der Hauptverkehr nicht durch die breite Sebald-, sondern durch die enge gleichlaufende Waldstetter Gasse. Am westlichen Rande der heutigen Sebaldstraße

bei Gebäude 16 wurde die St. Theobaldskapelle erbaut. Sie gibt einige Rätsel auf, da sie seit etwa 1700 fast stets St. Sebaldskapelle heißt. Ihr ursprünglicher Name aber war zweifellos Kapelle St. Theobald, Depold, Diepold, Thebold und ähnlich, wie sämtliche Urkunden von 1366 bis 1700 beweisen. Doch verschwand der Name St. Theobald nie ganz. Selbst 1831 wurden nicht Einrichtungen der Sebald-, sondern der Theobaldskapelle zum Verkaufe ausgeschrieben.

Der heilige Theobald wurde 1033 zu Provins in der Familie der Grafen von der Champagne geboren. Nach der Legende verließ er die Eltern und wurde Einsiedler bei dem Dorfe Pettingen in Luxemburg. Von dort machte er Wallfahrten nach Compostella und Rom, blieb dann als Einsiedler in Salanigo in Oberitalien. Dort erhielt er die Priesterweihe, trat in das benachbarte Kamaldulenserkloster ein und starb 1066. Kurz nach seinem Tode wurde er heilig gesprochen. In Luxemburg, Belgien, Frankreich und Italien genoß er große Verehrung. Internationalen Ruf aber erwarb sich sein Heiligtum zu Thann im Elsaß. Von hier aus verbreitete sich seine Verehrung über ganz Süddeutschland. Wann die Theobaldskapelle hier erbaut worden ist und warum sie gerade zu diesem Namen kam, ist nicht bekannt. Zu Thann hatten die hiesigen Franziskaner Beziehungen. Es gab hier auch von altersher eine Familie Diepolt mit dem Beinamen Lumhess. Ob diese Familie oder die Franziskaner mit der Gründung zusammenhängen, weiß man nicht. Unter den Reliquien der Kapelle befand sich wohl ein Zahn des hl. Theobald; doch dürfte dieser erst später erworben worden sein. Eine kurze Überlegung läßt die Gründungszeit ungefähr feststellen.

Die Vorstädte von Gmünd entstanden seit etwa 1300. Die erste urkundliche Nachricht von der Kapelle stammt von 1366 (Reg. 373). So dürfte also die Kapelle wie diejenige von St. Jos kurz nach 1300 erbaut worden sein. Seit 1366 ist die Kapelle sehr oft genannt, so in den Urkunden 1378 (Reg. 374), 1384 (Reg. 376) u. a.

Die Kapelle besaß eine eigene Pfründe, die jedoch immer nur sehr bescheidene Einkünfte besaß. Schon 1366 und 1378 (Reg. 373, 374), sind Käufe nachgewiesen, auch später noch. Nach einem Verzeichnis um 1400: „Register der Zinsen, Gülten und Zubehörden der Messen, die die Stadt Gmünd, verleiht" (StAL. B 183 Nr. 1948), besaß die Pfründe damals folgendes Vermögen: 2 Meßgewänder, 1 Kelch, 1 Korporale, 1 Meßbuch, 2 kleine Glöcklein, 1 ganzes Zeitbuch. An Geld betrug das Einkommen im selben Jahre aus 36 Einzelposten (Haus- und Güterzinsen) zusammen 24 tt 3 ß 1 kr 5 Hühner. 1547/48 betrugen die Gesamteinnahmen nach dem Pfründregister (siehe Beilage 12!)

	= 15 fl 4 ß 4 ß
Dazu kommt noch der Übertrag vom Jahr zuvor	= 10 fl 2 ß 4 h
Ergibt insgesamt	= 25 fl 6 ß 8 h
Gesamtausgaben	= 10 ½ fl 4 ß

Daraus bezahlte der Inhaber der Pfründe 1518 nach dem Handbuch der Dekane S. 23 (StA. VII 3) = 15 böhm. und 7 h.

Dieses kleine Einkommen reichte natürlich für die Bedürfnisse eines Kaplans nicht aus. Deshalb wurde die Pfründe schon frühe mit derjenigen von U/Bettringen verbunden und mit dieser meistens vom Pfarrer von O/Bettringen versehen. Das ergibt sich deutlich aus der Verpflichtungsurkunde von Nikolaus Hutler

vom 18. Oktober 1530 (Reg. 387), der ausdrücklich „auf St. Theobald zu Gmünd und Filial U/Bettringen“ vereidigt wurde, ebenso aus den Reg. 388 bis 392. Im Jahre 1583 (Reg. 399) sind Veit Junckher und 1699 (Reg. 405) Johannes Balthasar König, beides Pfarrer von O/Bettringen, als Inhaber der Theobaldspfründe, aufgeführt.

Die Verwaltung der Pfründe unterschied sich in nichts von derjenigen anderer Pflegen, die St. Leonhard einverleibt waren. Ursprünglich besaß St. Theobald eigene Pfleger, von denen 1378 (Reg. 374) Johann Böcklin und Hermann Grulich und 1486 Hans Hermann und Hans Wolfstriegel (Reg. 382) aufgeführt sind. 1568 (Reg. 396) ist schon von der Leonhardspflege die Rede, die St. Theobald mitverwaltet.

Vom kirchlichen Leben in St. Theobald wird wenig berichtet. Der Inhaber der Pfründe mußte ursprünglich wöchentlich 2 mal (Reg. 387), dann nur noch 1 mal dort eine Messe lesen. Nach dem Pfründregister 1547 (KP. XII) erhielt der Benefiziat von St. Theobald „wegen alle Wochen die Meß zu lesen“ jedes Vierteljahr 2 fl 1 Ort. Diese Summe wurde später auf 15 fl jährlich erhöht. Eustachius Jeger schreibt in seiner „Gamundia Rediviva“ S. 142: „Der Pfarrer von O/Bettringen erhält von der Theobaldspfründe, weil er alle Woche dort eine Messe liest, jährlich 15 fl.“ Auch sonst wurden auf Bestellungen von Bürgern öfters in St. Theobald Messen gelesen. Zur Verpflichtung des Inhabers der Pfründe gehört auch, alle Sonn- und Feiertage in der Holzkirche zu U/Bettringen Gottesdienst zu halten.

St. Theobald besaß auch einen eigenen Mesner. Er hatte am Kirchweihfest und Fronleichnam die Kapelle festlich zu zieren und wurde dafür entschädigt. Sonstige Bezüge scheinen für ihn nicht ausgeworfen gewesen zu sein, wenigstens melden die Jahresrechnungen nichts davon, außer für die Besorgung der Kirchenwäsche und Beihilfe bei Gottesdiensten etwa 1 fl.

Von der Ausstattung der Kapelle erhalten wir kein klares Bild. Ursprünglich mag an der beherrschenden Stelle das Bild des hl. Theobald gethront haben. Später ist immer von mehreren Altären ohne nähere Bezeichnung die Rede. Dom. Debler erzählt in Bd. V., 195, daß 1617 die Altäre neu gemacht und gefaßt worden seien. 1719 (JR. S. 78) verfertigte Bildhauer Dominikus Leßle einen neuen Altar um 37 fl 4 kr, und 1731 (JR. 76) faßte Kaspar Urbon ein Nebenaltärchen um 14 fl. 1764 (JR. S. 34) erhält Franz Felderer für ein Nebenaltärchen 24 fl, der Maler für das Vergolden und Fassen 25 fl. Sehr aufschlußreich ist eine Bemerkung von Dom. Debler. Er zählt um 1812 in Bd. V, 924 alle Altäre auf, die noch in hiesigen Kirchen und Kapellen stehen und meldet: „Sebalduskirchlein ein Altar des hl. Sebaldus“. Von Nebenaltären, die er sonst bei allen Gotteshäusern sorgfältig verzeichnet, ist keine Rede. Sie scheinen also damals schon entfernt gewesen zu sein. Wie läßt sich all dieses erklären? — 1617 wurden, wie berichtet, die Altäre neu gemacht und gefaßt. Am 8. September 1623 wurde nach Franz Xaver Debler in seinen Kronologischen Nachrichten S. 68 ein Altar zu St. Sebaldus vom Weihbischof von Augsburg zusammen mit anderen Altären zu Gmünd geweiht. Ich neige zu der Ansicht, daß damals ein Patronatswechsel oder eine Patronatserweiterung stattgefunden hat. St. Theobald war nicht mehr volkstümlich und mußte darum der neu aufkommenden Verehrung des hl. Sebaldus weichen. Diese kam besonders durch die reiche Stiftung des Nürnberger Patriziers Sebald Schreyer in die hiesige Pfarrkirche zu hoher Blüte. (Siehe am Schlusse

dieser Ausführungen!) Schreyer ließ die Ode Regiae stirpis auf den hl. Sebaldus drucken und sie auf Täfelchen oder Brettlein geklebt in allen Kirchen der Stadt anbringen. Vielleicht wurde dieser einfache Druck in St. Theobald später durch ein Standbild des hl. Sebaldus ersetzt; denn schon 1587 (Reg. 140 und 400) tritt der Name Sebaldskapelle auf. Der neue Altar, der 1623 geweiht wurde, dürfte wohl ein Sebaldusaltar gewesen sein. So erklärt sich am einfachsten, daß etwa seit dieser Zeit der Name Sebalduskapelle und neben der alten Kirchweihe eine zweite auftritt. Die Agende im Anniversar 1517 (Pap.), die auch spätere Einträge enthält, berichtet: „die Kirchweihe St. Theobald am Sonntag nach Johannis dem Täufer (24. Juli) und auf den 19. August, dem Sebaldusfeste, „eodem die dedicatio altaris in sua capella in via Sebaldi in capella S. Sebaldi in suborbiis und fügt S. 51 bei: „in die Sebaldi in cap. St. Sebaldi in suborbiis de nocte habentur vesperae per scolares et cantorem, mane officium per cooperatore“, also eine weitere Kirchweihe am Sebaldustage in der Sebalduskapelle der Vorstadt mit einer Vesper, bei welcher Schüler unter ihrem Kantor mitwirken, und einer Messe.

Es ist auffallend, daß nie von einem Bildnis des hl. Theobald. die Rede ist, wohl aber von St. Sebaldus. 1761 (JR. 39) erhielt Anton Grünewald für „Ausbesserungen des hl. Sebaldus“ 1 fl und Johann Georg Felderer „für dieses Bildnis neu zu fassen“ 1 fl 40 kr. Es muß also schon lange ein Bildnis des hl. Sebaldus in der Kapelle gestanden haben. Bei den Nebenaltärchen wird wohl sicher eines davon ein Frauenaltar gewesen sein; denn es wird in den Jahresrechnungen öfters von Unser Frauen Bildnis mit dem Kinde gesprochen. War vielleicht das andere Altärchen S. Theobald vorbehalten?

Zur Ausgestaltung der Kapelle gehörte eine große Kirchenfahne, die 1726 (JR. S. 65) von Christoph Katzenstein um die hohe Summe von 14 fl 30 kr gefertigt wurde. Das neue Kirchweihfähnlein kostete 1785 (JR. S. 49) nur 2 fl 32 kr. Auch eine Kanzel war in der kleinen Kapelle untergebracht. Auf dem Türmlein hing ein Glöckchen, das 1799 durch ein neues aus der Glockengießerei Carl Neubert in Ludwigsburg um 63 fl 57 kr ersetzt wurde.

Die Kapelle war reich an Reliquien, deren Verzeichnis Rudolf Weser aufgespürt und in seinem Besitz gebracht hat. Wo es sich heute befindet ist mir nicht bekannt. Zum Glücke hat es Weser in dem Bande „Kirchen und Kapellen in Gmünd (StA. Asta 1 Bd. 62) Buchstabe für Buchstabe abgeschrieben und Erläuterungen dazu gegeben.

Ich folge hier ganz Weser:

Reliquienverzeichnis von St. Theobald

„Seiner Seltenheit sei es hier ganz wiedergegeben. Es stammt aus dem Jahre 1458 und ist 1499 mit roter Tinte auf Pergament in einer sehr zierlichen Handschrift niedergeschrieben.

Theobaldi (schwarz, das übrige rot)

> Dise hernach geschribne Stuck und hailigthum / dits wirdigen gotzhawß sind in der tafel begriffen / wie hernach steet Zum Ersten von den klaydern der hochwirdigisten / muter gottes maria / Des hailigen Krutz / Sannt Lorentzen / Sannt Valentin Sannt Sebastion / Sannt Leodegary / Sannt Albanj / Sannt Nicolaj, Sannt Lenhart / Item ain Zan Sant Theobaldj in dem / clainen musterentzlin / Von Sanct Tyburty und Sanct Valerianj / der

baider marterer hailigtum Biain ander / vermachet und seind da für ain stuck gezelet. / Sannt Claren / Sannt Christeyssen / Sannt Lucyen / Sannt Barbara / Sannt Margaretha / Sannt Aurelia / ain gespile in der zale der aylff tawsent / maget Und ist ain Han der da gesehen / wirt In der tafel zu der andern Zeyl / Maria magdalena / Item ain Stuck von Sannt Peters Albe / das da gesehen wirt bloß / Item von den klaidern der hailigen Junckfrowen / Sannt Katharinen / Also seyen der obgemelten stuck des haylgthumbs / vier Zehne, fein und zart gebain der / marterer und maget. Und zwen Zen / Sant Theobaldes und Sant Aurelien / alß obsteet, Und drew Stuck klaider / Als der wirdigen muter gottes maria, / Sannt Peters alb / Und Sannt Katharinen / klaid wie obbegriffen ist, / Und drew Bröcklach oder Stucklach von dem / Hailigen Krutz Und würt In der tafel fur / ain Stuck gezelt. / Unnd also seyen Zwanntzig / Stuck hailigthumbs des wirdigen / gotzhaws dero Yegliches sein / besonders Zedelin altes und / Newes an der tafel geneet / Und geschrieben unnder Im hatt / Noch ist viel hailigtumbs von gebain das one Zedel / gefunden worden ist / Dasselbigen Ist in das Krutz / und an der Tafel gemacht worden, / wan es hat mangerlay gestalt; / Weyße und blaiche stuck und grosse / und klaine / Und In dem Jar als man Zalt / noch Christi unseres lieben Hern gepurdt / Tawsent vierhundert funftzig und acht Jar / Seyen die Erbern Johannes schurrer / Michel feyrlin und Conrat Weyßman / Als von einem Ersamen Rat verordnete / pfleger dits wirdigen gotzhawß gewesen / Und darauff gezewgen der obgeschriben / Stuck Hailigtumbs Und der alten / Zedelin Die haben soliche gelesen / und hören lesen, Und auß den alten / musterantzen genomen und also an / die Tafel machen lassen.

Laus deo
1499

Darunter steht mit fast erloschener Schrift des 17. Jahrhunderts in schwarzer Tinte:

„Anno 1667 seint diße Hailligthumber wiederumb aufs neue in Taffel eingefaßt worden, seint Pfleger gewest: Herr Carl Seibolt, Bürgermeister, Herr Johann Jakob Thwingert Stettmeister und Herr Johann Debler des Rats."

Original Pergamentblatt, 2 Seiten, jede halbbrüchig beschrieben.
Größe 31 x 20 cm.

Aus dem Pergament geht hervor, daß die Reliquien ursprünglich in gotischen Monstranzen waren bis 1458. 1458 wurden sie aus den Monstranzen genommen und in einer Tafel vereinigt (gotische Tafel). Diesen Befund beurkundet die Urkunde 1499. 1667 wurden sie in einer barockenen Tafel angebracht. So meint Rudolf Weser.

Wie nicht anders zu erwarten ist, wurden im 18. Jahrhundert auch in St. Theobald die Figuren bekleidet und mit allerlei barockenen Zutaten versehen. Die Jahresrechnungen von 1730 bis 1800 melden häufig davon. So erhielt z. B. die Mutter Gottes 1738 (JR. S. 74) einen Rock um 3 fl 38 kr. 1762 (JR. S. 39) wurden ihr Krone und Szepter übergeben und ein Baldachin um 3 fl 21 kr verfertigt. Dazu kam noch eine Perücke für Mutter und Kind um 2 fl.

Von größeren Bauarbeiten ist nicht viel vermerkt. Solche scheinen stattgefunden zu haben 1617, dann besonders 1761 bis 1765. In diesen Jahren muß ein vollständiger Umbau der Kapelle erfolgt sein. Nicht weniger als 650 fl wurden für Bauarbeiten ausgegeben, darunter dem Maurer 230 fl, dem Glaser 52 fl, dem Zimmermann 54 fl, dem Schlosser 67 fl. Für Kirchstühle und die Türe bezahlte man 9 fl. Nach dem Umbau wurde die Kapelle unter großen Festlichkeiten neu geweiht. Die Pflege stiftete 1766 (JR. S. 32) dazu 8 fl 15 kr. Dem Stiftsdekan Franz Xaver Debler wurden 2 fl 10 kr ausbezahlt für das bischöfliche Zeugnis, daß der obere Altar durch den Weihbischof von Augsburg geweiht worden sei. Der Schreiner Neher erhielt für eine Tafel, darin dieses Zeugnis ausgehängt wurde, 1 fl 10 kr. Das Jahr 1775 scheint der Innenausstattung gewidmet worden zu sein. Dem Schlosser wurden für ein eisernes Gitter 72 fl 40 kr ausbezahlt, dazu noch für Eisen 80 fl 12 kr. Neue Meßgewänder im Preise von 37 fl 20 kr vervollständigten die Ausstattung der Kapelle.

Ein Bild der Zustände am Ende des 30 jährigen Krieges entwerfen 2 Einträge in den Straßdorfer Kirchenbüchern. Nach diesen wurden am 1. November 1647 Georg Bulling von Bettringen mit Anna Waibel von Straßdorf und am 27. April 1648 Caspar Schleicher von Metlangen mit Katharina Bühlmayer von Breitenacker in der Sebaldkapelle zu Gmünd getraut. Beidesmal konnte der Geistliche sein Amt in Straßdorf „wegen der Soldaten" nicht versehen.

Das Ende

Mit der Besetzung der Stadt durch Württemberg 1802 begann für die hiesigen Kapellen eine schlimme Zeit. Der Kgl. Kath. Kirchenrat in Stuttgart, als staatliche Aufsichtsbehörde für die katholischen Belange des Königreichs, drängte auf die Beseitigung der überflüssigen und volksschädlichen Kapellen. Der Geist der Aufklärung, der sich auch in die führenden Schichten der hiesigen Stadt eingedrängt hatte, unterstützte dieses Bestreben. So fiel ein Teil der Gmünder Kapellen in rascher Folge dem Zeitgeist zum Opfer. St. Theobald konnte sich noch längere Zeit der Angriffe erwehren; dann aber schlug auch seine Stunde. Schon 1831 wurde mit dem Räumen der Kapelle begonnen. Damals war noch Franz Xaver Wildt Stadtpfarrer in Gmünd. Wenn es auf diesen aufklärerischen Mann allein angekommen wäre, dürfte hier wohl keine einzige Kapelle, einschließlich des Salvators, noch stehen. Im hiesigen „Gemeinnützigen Wochenblatt" von 1831 ist Seite 251 und 254 zu lesen: „Die Kirchen- und Schulpflege schreibt zum Verkauf im Aufstreich aus ein eisernes Gitter aus der St. Theobaldskapelle 6 bis 8 Zentner schwer, eine Glocke von dieser Kapelle ungefähr 1 Zentner schwer, 1 Glocke in der St. Ludwigskirche (Klösterle) von der St. Georgskirche herrührend 85 Pfund schwer". Zum Glück für die Gmünder Kapellen wurde Stadtpfarrer Wildt 1833 von Thomas Maier abgelöst; aber das Todesurteil über St. Theobald war schon gesprochen.

Da versuchte in letzter Minute die Mutter des Salzfaktors Mayer das kleine Heiligtum zu retten. Sie unterbreitete dem Kath. Stiftungsrat das Angebot, die Kapelle für sich um 325 Gulden zu kaufen. Man war einverstanden; aber die Kreisregierung genehmigte den Verkauf nicht und drängte auf den Abbruch der Kapelle zur Gewinnung eines freien Platzes. Vergebens wies der Stiftungsrat darauf hin, daß bei einem Abbruch nur 200 Gulden und ohne den Platz sogar nur 125 Gulden erlöst werden könnten. Doch die Kreisregierung blieb auf ihrer

Forderung. So wurde mit dem Abbruch der Kapelle am 4. August 1835 begonnen. Als letztes der kleinen Gotteshäuser in hiesiger Stadt fiel St. Theobald, nachdem die Kapelle etwa 500 Jahre lang bestanden hatte. Von ihrer Einrichtung ist nichts mehr bekannt.

Über die Stärke des Besuchs von St. Theobald zur Reichsstadtzeit dürfte auch für diese Kapelle die Höhe der gefallenen Opfergaben einen kleinen Anhaltspunkt geben. Es fielen als Opfer (Zum Vergleich ist die Gesamtsumme der in der Leonhardspflege vereinigten Kapellen angegeben):

1700 =	1 fl 30 kr (138 fl 7 kr),	1729 =	56 kr (105 fl 52 kr),
1770 =	2 fl 24 kr (183 fl 3 kr),	1790 =	3 fl 58 kr (125 fl 56 kr).

Die fragliche St. Sebalduskapelle

Der überaus gewissenhafte und zuverlässige Gmünder Chronist Stadtpfarrer Rudolf Weser, gest. 1942, widmet in seinen „Kaplaneien und Kapellen in Gmünd“ (StA.-Asta 1 Nr. 62 S. 396) der St. Sebalduskapelle eine eigene Abhandlung. Er schreibt: „Außer St. Theobald scheint es in Gmünd auch eine Kapelle Sebaldi gegeben zu haben. Die Agenda im Anniversar 1517 (Pap.) berichtet nämlich von einer Kirchweihe St. Theobaldi am Sonntag nach Johannis Baptista und für den 19. August St. Sebaldi“. Ergänzend kann ich noch hinzufügen: 1791 (JR. St. Leonhard) erhält der Mesner von St. Sebald und St. Theobald für das Ausschmücken der Kapelle eine kleine Entschädigung. Als Hauptbeweis für seine Behauptung fährt Weser fort: Auch Dominikus Debler zeichnet in seinen großen Stadtplan ein kleines Kapellchen unterhalb der Theobaldskapelle, mehr der Altstadt zu, ein. Vielleicht beziehen sich die Restaurierungen in der Rechnung der Leonhardspflege auf die Kapelle St. Sebald und nicht auf St. Theobald. Sonst ist von dieser Kapelle nichts bekannt.“ In der Tat ist auf dem ganz grob gezeichneten Stadtplan von Dominikus Debler unterhalb der Theobaldskapelle ein kleines Gebäude, das einer Kapelle gleicht, eingezeichnet. Weser aber ist entgangen, daß daneben eine kleine Ziffer steht, die nach der beigegebenen Erklärung dieses Gebäude als Wachhäuslein bezeichnet. Weiter spricht gegen Weser folgendes: In Bd. V. S. 924 führt Dominikus Debler um 1811 aus: „Es waren in hiesiger Stadt 14 Kirchen mit 61 Altären (die er alle namentlich aufführt). Seit wir württembergisch geworden sind, sind es nur noch 6 Kirchen mit 36 Altären.“ Unter letzteren nennt er auch St. Sebald mit 1 Altar. Von 2 Kapellen, St. Sebald und St. Theobald, ist keine Rede.

Noch ein Wort zur Verehrung des hl. Sebaldus in hiesiger Stadt. Der angesehene Nürnberger Ratsherr und Freund Dürers, Sebald Schreyer, flüchtete 1505 mit seiner kranken Frau Katharina Kammermeister vor einer Seuche in Nürnberg in die hiesige Stadt. Aus Dankbarkeit, daß er und seine Frau von der Seuche verschont geblieben sind, stiftete er in die hiesige Pfarrkirche, die durch den Einsturz ihrer beiden Türme 1497 baulich starke Schäden erlitten hatte, eine eigene Kapelle und stattete sie mit allem aus, was zu ihr gehörte: Altar, Meßgewänder, Kirchenfenster usw. Mit Verwunderung nahm er wahr, daß die Verehrung des Schutzherrn von Nürnberg, St. Sebaldus, dessen Namen er selbst trug, hier noch nicht bekannt war. So bestimmte er, daß der gestiftete Altar — er ist noch vorhanden — als Sebaldusaltar in der Werkstatt Dürers hergestellt werden sollte und vermachte der hiesigen Pfarrkirche eine ausführliche Lebensbeschreibung des Hei-

ligen, von der sich leider nur noch 1 Blatt erhalten hat. Die aufs köstlichste ausgestattete Sebaldskapelle in der Pfarrkirche erregte bei den hiesigen Bürgern große Bewunderung, und dieser weitherzigen Stiftung Schreyers ist die neu aufgekommene Verehrung des hl. Sebaldus in hiesiger Stadt zuzuschreiben. Neben oder an die Stelle von St. Theobald setzte man nun auch in die Theobaldskapelle ein Bildwerk des hl. Sebaldus und erweiterte das Patrozinium. Selbst der Name St. Theobaldskapelle mußte mehr und mehr dem volkstümlicheren St. Sebaldskapelle weichen. Die St. Sebaldskapelle als selbständiges Gotteshaus muß jedoch gestrichen werden. (Siehe auch: Gümbel, Albert, Sebald Schreyer und die Sebalduskapelle in Schw. Gmünd Verl. J. L. Schrag Nürnberg!)

9. Die St. Veitskapelle

St. Veit gehört zu den bekanntesten Volksheiligen des Mittelalters. Über sein Leben ist wenig Zuverlässiges bekannt, umso üppiger rankt sich die Legende um ihn. Viel mag dazu beigetragen haben, daß sein Fest am 15. Juni auf die frühere Sonnwende fiel, wodurch er manchen heidnischen Gott verdrängte. Meist wird er bei uns in einem Kessel sitzend abgebildet, weil er nach der Legende in siedendes Öl geworfen worden sein soll. Auch die Volksweisheit hat sich seiner bemächtigt; denn „wenn Veit 's Häfele verschüttet, (wenn es am Veitstag regnet), regnet es 14 Tage lang." Der Heilige soll 303/04 als 7 jähriger unter Diokletian auf Sizilien gemartert worden sein. Alles übrige aus seinem Leben verliert sich in einem Gestrüpp von unnachweisbaren Legenden. Sein Leib kam 583 von Sizilien nach Lukanien. 756 ließ ihn Abt Fulrad von St. Denis in sein Kloster bringen. 836 kamen die Gebeine nach Corwey und auf Umwegen, durch Kaiser Karl IV., ein Teil von ihnen nach Prag (Veitsdom). Im 13. und 14. Jahrhundert breitete sich die Verehrung des Heiligen stark aus. St. Veit war der Patron vieler Zünfte und Vereine und der große Helfer in allerlei Krankheiten (Veitstanz). Sein Bildnis fand häufig auch in Friedhofskapellen Platz. Als mächtiger Fürsprecher in allen Anliegen wurde er unter die 14 hl. Nothelfer aufgenommen. Mit dem Barock hört die Verehrung des Heiligen im wesentlichen auf. (Nach Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. X S. 658).

Die Veitskapelle stand bis 1803 auf dem Johannisplatz hinter der Johannisapotheke bei der heutigen Färberei Feucht. Keine der hiesigen Kapellen gibt so viele ungelöste Rätsel auf wie diese. Im 2. Testament des Abtes Fulrad von St. Denis wird 782 als Schenkung an Karl d. Gr. auch eine Zelle in Gamundias in Alemanien, also in Schwäbisch Gmünd, genannt. Dieses Testament ist eine Ergänzung zu demjenigen von 777 und beweist, daß in diesem Jahre die genannte Zelle hier schon bestanden hat. Sämtliche hiesigen Chronisten, die sich mit dieser Frage abgeben (sie reichen allerdings nicht über das 16. Jahrhundert hinaus), wollen in der Veitskapelle diese Schenkung erblicken. Noch im 19. Jahrhundert war diese Überlieferung recht lebendig. Franz Xaver Debler berichtet in seinen „Kronologischen Nachrichten" Seite 247: „Wenigstens hält man für gewiß, daß St. Veit die älteste Kirche in Gmünd gewesen ist." Dominikus Debler schreibt VI, 195: „St. Veit ist die erste und älteste Kirche, ein ehemaliges Klösterlein." Noch deutlicher wird Josef Alois Rink in seiner „Geschichte der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd 1802". Nachdem er von der Gründung der hiesigen Zelle durch Abt Fulrad erzählt, schreibt er S. 14: „das daneben (neben der Johanniskirche) stehende weit

älter scheinende Veitskirchlein — vielleicht das Kirchlein des von Abt Vollrad erbauten Klösterleins" usw. Eine Stütze findet diese Überlieferung darin, daß Abt Fulrad 756 die Gebeine des hl. Veit für sein Kloster erwarb. Es wäre durchaus denkbar, daß er die hiesige Zelle nach dem von ihm anscheinend hoch verehrten St. Veit benannte.

Auch das Kloster Ellwangen ist schon auf Grund seines Patrons als Stifter der Veitskapelle angesehen worden. Doch ist dieses abzulehnen, da sich keine engeren Beziehungen dieses Klosters zu unserer Stadt nachweisen lassen. Eher könnte daran gedacht werden, daß die karolingische Zelle auf dem Platz der heutigen Pfarrkirche erbaut worden wäre. Bei dem Einbau der Heizung im Jahre 1964 fand man aber keinerlei Spuren dieser Kapelle. Allerdings wurden die Nachforschungen nur sehr oberflächlich vorgenommen. Auf starkes altes Mauerwerk stieß man 1934 bei der Einrichtung der Heizung im alten Franziskanerkloster in unmittelbarer Nähe des Chors der Kirche; aber auch dieser Fund wurde nur ganz flüchtig untersucht. So bleibt also die Frage, wo das alte karolingische Klösterlein gestanden hat, bis heute unbeantwortet. Die älteste Urkunde über St. Veit stammt vom 31. Oktober 1401 (Reg. 408), in welcher von einer Messe in der Veitskapelle, welche Kaplan Hug inne hatte, die Rede ist. Am 20. November 1409 beurkunden Bürgermeister und Rat zu Gmünd, daß sie mit Zustimmung des Bischofs Eberhard und des Domkapitels zu Augsburg in die Veitskapelle eine ewige Messe gestiftet und dazu die Gülten und Zinse verwendet hätten, die ihnen von Heinrich Zingge, Anna von Rinderbach, genannt die „Schönin", und Konrad Feierabend übergeben worden seien (Reg. 409). Eine Anna von Rinderbach, genannt „die Schönin", Schwester Konrads von Rinderbach, Bürgermeister zu Aalen, ist in den Urkunden 1382 und 1385 (UAG. Nr. 493 und 525), Konrad Feierabend in der Urkunde 1382 (UAG. Nr. 493) und später genannt. Es kann sich 1409 nur um eine Bestätigung der Messestiftung handeln, da ja schon 1401 Pfaff Hug als Kaplan von St. Veit genannt ist. Die Kapelle selbst ist natürlich viel älter; doch wissen wir ihren Ursprung nicht. 1899 wurde das gegenüberliegende Wohnhaus (heute Färberei Feucht) abgebrochen. Damals zeigten sich noch bedeutende Überreste der Kapelle. St. Veit enthielt neben dem gewöhnlichen ebenerdigen Kirchenraum noch zwei unterirdische Grüfte von beträchtlicher Größe. Weser, der bei ihrer Freilegung 1899 anwesend war, berichtet Bd. 23, S. 82: „Die Grüfte müssen sich unter den Neubau (Johannisplatz 4) und den freien Platz hingezogen haben". Eine der Grüfte diente den Wöllwarth zur Grablege. (Auch in der Pfarrkirche war eine Grablege der Wöllwarth). Nach dem gedruckten Stammbaum dieser Familie liegen von den Wöllwarth in St. Veit begraben: Krafft Wöllwarth † 1474, Wolf Wöllwarth † 1538 und dessen Frau Potentia Stettner von Haldermannstetten † 1535. Der Sage nach wurden in der unteren Gruft die im Turnier gefallenen Ritter begraben, so die „Nationalchronik der Deutschen 1802, 18. Stück", Rink, Grimm und Dominikus Debler. Franz Xaver Debler erblickt in ihr eine Grablege der Staufer. Er berichtet S. 247: „Unter der Veitskirche sind 2 unterirdische gemauerte Grüfte, in welchen sehr viel Totengebein liegt". Das kann sich nur auf die untere Gruft beziehen, da die obere noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts zum Gottesdienst benutzt wurde. Dominikus Debler schreibt I, 107: „Ich habe selbst gesehen, wie viele Gebeine von außerordentlicher Größe man herausgegraben hat, als man die Kapelle abgebrochen hat". Wahrscheinlich wurde sie eine Zeitlang als Beinhaus benützt und schon frühe geschlossen. Sie

hätte dann ihr Gegenstück in der Michaelskapelle beim Münster (siehe diese!), die auch als Beinhaus benutzt wurde. St. Veit, wie auch St. Michael wurden von jeher in enge Verbindung zu den Verstorbenen gebracht.

Übereinstimmend melden die Chronisten, so Rink: „Die eine Gruft war schon längst angefüllt“. Franz Xaver Debler weiß (S. 247): „Eine der Grüfte ist schon längst zugemauert“. Über diese Gruft erfahren wie daher in den Jahresrechnungen von St. Leonhard nichts. Immer ist nur von St. Veit, als dem eigentlichen Kirchenraum, und der Gruft, der oberen, die Rede. Das Aussehen der Kapelle überliefert uns eine — allerdings sehr flüchtige — Zeichnung von Dominikus Debler. Wir sehen ein vom Fußboden bis einschließlich des Turms aus großen Quadern aufgeführtes Gebäude. Die in zweierlei Maßen ausgeführten Fenster deuten auf einen größeren Umbau in gotischer Zeit. Ursprünglich mögen dort kleine romanische Fenster gewesen sein. Die rechte vergitterte Türe ist der Eingang, die ebenerdige Öffnung am Chor ein Luftloch zur Gruft. Im Feld a befand sich „ein gar schön von Stein gehauener Ölberg“. Das Getäfer der Kapelle war nach Dominikus Debler gebrettert.

Einige bemerkenswerte Einzelheiten über die Veitskapelle enthält die sog. „Steinhäuser'sche Chronik“. Sie wurde 1840 von einem Unbekannten verfaßt und kam in die Hände von Oberförster Gustav Steinhäuser aus dem alten Gmünder Geschlecht der Steinhäuser. Er überließ sie Stadtpfarrer Rudolf Weser zur Abschrift, der diese in seinen Band 11 „Gmünder Chroniken“ Seite 283 ff. aufnahm. Wohin die Urschrift kam, ist nicht bekannt. Der Unbekannte, der die Veitskapelle sicherlich gesehen hat, schreibt über St. Veit: „Die älteste (hiesige) Kirche aus dem 11. Jahrhundert ... wurde vor etwa 30 Jahren abgebrochen. Wenige Gemäuer davon sind noch sichtbar. Sie war im Rundbogenstil mit einer Krypta erbaut, in welch letzterer besonders Seelenmessen gelesen wurden. Die Kirche erlitt manche Erneuerungen und es soll sich nur das einfache Portal bis zur letzten Zeit erhalten haben. Bei dieser Kirche und mit derselben verbunden war ein Klösterlein ... Der in der Krypta gestandene steinere Altar ist in die Stadtpfarrkirche versetzt worden“.

Über die Ausgestaltung der oberen Gruft und des Kirchenraumes erfahren wir durch Dominikus Debler Bd. I. 81 folgendes: In der oberen Gruft stand ein Altar, „das Leiden Christi“ darstellend. Nach D. Debler war Christus mit den fünf Wundmalen dargestellt. Es soll ein sehr altes Bildnis gewesen sein, „älter als die Stadt“. Es steht zur Zeit (um 1804) in der Pfarrkirche beim „Vöhlinschen Altar“ (in der ersten nördlichen Chorkapelle). Diese Figur ist längst verschollen. Ferner befand sich in der Gruft ein feines Alabaster-Altärchen. Es wurde vor dem Abbruch von St. Veit in der Kagerschen Kapelle im Münster aufgestellt. (2. Kapelle im nördlichen Chorumgang). Von ihm waren 1880 noch 6 Figuren erhalten, Brustbilder der Armen Seelen darstellend. Seitdem sind sie verschwunden.

In der oberirdischen Kapelle standen 3 Altäre: der Choraltar, der Altar des hl. Alexius und der des hl. Vitus. Auf dem Choraltar, einmal 1618/19 als Altar U. L. F. zu St. Veit bezeichnet, dürfte das Sieben-Schmerzenbild Mariens gestanden haben, das heute den Hauptaltar vom St. Salvator ziert. Es ist ein treffliches Bild eines unbekannten Meisters und trägt die Jahreszahl 1536. Der Alexiusaltar wurde um 1672 aufgestellt. Im Testament von Bm. Burkhart Mößnang vom 3. Februar 1672 (Reg. 458) ist vermerkt, daß die Franziskaner wöchentlich in St. Veit auf dem neuen Alexiusaltar eine Messe lesen sollen. Beim

Abbruch der Kapelle kam der Altar in die Pfarrkirche, ist aber schon längst verschollen. Ob die wertvolle spätgotische Figur des hl. Veit bei der 1. südlichen Chorkapelle im Münster von der Veitskapelle stammt, ist nicht bekannt. Fassen wir über die Veitskapelle nochmals kurz das Bemerkenswerteste zusammen.

Es ist für eine doch verhältnismäßig kleine Kapelle etwas Außergewöhnliches, daß sie neben dem eigentlichen Kirchenraum noch zwei stark gemauerte große unterirdische Grüfte besitzt, die sich sogar außerhalb der Kapelle gegen Norden weiterziehen. Die Überlieferung erblickt in dieser Kapelle die Stiftung des Abtes Fulrad um 777 an Karl d. Gr. Der Kirchenheilige St. Veit weist eindeutig auf St. Denis. Außerdem ist zu beachten, daß die Kapelle auf altem Reichsboden liegt. Das alles zusammen macht es doch möglich, daß wir in der Veitskapelle den letzten Rest des Klösterleins Gamundias erblicken dürfen.

Über die Schicksale der Kapelle im Laufe der Jahrhunderte erfahren wir wenig, da die Jahresrechnungen erst mit 1700 einsetzen. Außer den kleineren Ausgaben für die laufenden Ausbesserungen heben sich besonders die Beträge für 1701/03 ab. Damals wurden für Bauarbeiten über 35 fl ausgegeben, darunter 1702 dem Kirchenmeister Sebastian Vogt 10 fl 20 kr. Größere Ausgaben verzeichnen wiederum die Jahresrechnungen 1741/43, wo mehr als 250 fl für die Kapelle aufgewendet worden sind, darunter 26 fl 20 kr für den Maler Johann Georg Felderer.

Die Ausbesserung des Daches und des Mauerwerks verschlang 1792 die Summe von 59 fl. Im selben Jahre sind für ein neues Altarblatt, 7 Schuh lang und 3½ Schuh breit, 11 fl ausgegeben worden. Was mag es dargestellt haben? Maler Betz erhielt außerdem für die Instandsetzung des St. Alexiusaltares 3 fl bezahlt.

Von Künstlern und Handwerksmeistern sind in den Jahresrechnungen mit Namen aufgeführt, meistens ohne ihre Arbeit näher zu umschreiben:

Bildhauer:	Jakob Metterich 1741
Goldschmiede:	Jakob Gündle erhält 1733 für einen Kelch 32 fl, 1741 für Ausbesserungsarbeiten 1 fl.
Maler:	Johann Georg Felderer 1741 und 1743; Katzenstein 1707; Christoph Katzenstein 1741
Dreher:	Sebastian Debler 1741
Glaser:	Balthas Storr 1741
Kupferschmied:	Daniel Kaiser 1702
Maurer:	Nittel 1754 und 1757
Schlosser:	Josef Borst 1741
Schmied:	Kaspar Windeisen 1741
Schreiner:	Josef Felderer 1743; Josef Mohr für Kirchentüre und Gestühl 1762
Ziegler:	Friedrich Blattner 1741; Fritz 1754
Zimmerleute:	Georg Hennenberger 1741; Johann Hennenberger 1738.

Das Ende

Dominikus Debler berichtet in Band V: „In dieser Kriegszeit (1799) ist die Kirche (St. Veit) stark mitgenommen worden. Die kaiserlich-österreichischen Truppen hatten Eisen, Stöcke, Mehl, Heu, Haber und anderes darin gelagert. Die Fenster wurden nach und nach zerbrochen. Die Altarblätter hat man herausgenommen und in die Pfarrkirche gebracht, besonders den hl. Alexius, das ein schönes Gemälde war".

Nach der Besitznahme der Stadt durch Württemberg im September 1802 wurde es noch schlimmer. Sogleich ließ die neue Regierung das württembergische Wappen an die Kirchtüre anschlagen. 1803 wurde die Bestimmung getroffen, daß die entbehrlichen Kapellen, so auch St. Veit, abzubrechen seien. Die Wiederherstellung der Kapelle wurde auf 1500 fl veranschlagt. Der Magistrat, der über keine Mittel mehr verfügte und sich nur allzuwillig den Wünschen Württembergs fügte, erklärte, daß die Kapelle ganz überflüssig sei. Darauf beantragte der Staat den Abbruch, „um den Platz um die Johanniskirche zu erweitern und zu verschönern." Der Kirchenstiftungsrat erhob keine Einwendungen und überließ der Stadt die anfallenden Baumaterialien um 211 fl. Das letzte Kirchweihfest zu St. Veit am 15. Juni 1803 stand schon ganz im Zeichen des bevorstehenden Abbruchs. Dominikus Debler schreibt Band VI. S. 157: „Den Veitstag hat man in der Johanniskirche gehalten, weil St. Veit ganz ruiniert, die Altäre abgeplündert, die Fenster eingeschlagen und kein Stuhl mehr da war. Doch hat man in der Veitskirche geläutet wie sonst, nämlich fast alle Viertelstunden. Im September desselben Jahres wurde mit dem Abbruch begonnen. Der Altar in der Gruft kam in die Pfarrkirche. Was sonst noch vorhanden war — das meiste war schon entfernt worden — Altäre, Schreinwerk und Platten wurde versteigert. Maurermeister Klein übernahm den Abbruch um 120 fl. Die Mauern waren sehr stark und besonders sorgfältig aufgeführt. 1600 Quaderstücke wurden zum Bau des Kantorhauses, 800 für den Wasserbau an der Remsbrücke verwendet. Die übrigen wurden versteigert".

Der Platz der Kapelle und der Friedhof samt seiner Ummauerung wurden eingeebnet. Der gewonnene Raum diente bis 1914 der hiesigen Garnison als kleiner Exerzierplatz. Von der alten Einrichtung der Kapelle hat sich nur das schon erwähnte Bild auf dem Salvator und eine Monstranz von 1736 (Reg. 461) erhalten. Alles übrige ist spurlos verschwunden. Rätselhaft ist die Bemerkung in der Jahresrechnung 1716 S. 65: Für den St. Peters-Altar, der vorher in der Johanniskirche gestanden, nun aber St. Veit überlassen wurde, zahlt die Pflege 50 fl. Sonst ist von diesem Altar nirgends mehr die Rede. Wie mag er ausgesehen haben? Wohin ist er gekommen?

Das Einkommen der Pfründe war und blieb immer gering. In dem „Register der Zinsen, Gülte und Zugehör der Messen, die von der Stadt belehnt werden" (kurz nach 1400) sind bei der St. Veitsmesse im Chor S. 28 ff. aufgeführt: Einnahmen aus 23 Häusern und Grundstücken mit zusammen jährlich 20 ℔ 8 ß 1 h, dazu aus dem Hirtenamt zu U/Bettringen $4^1/_2$ Viertel Dinkel, $4^1/_2$ Viertel Haber und 2 Imi Öl, aus dem Flurhaienamt zu O/Bettringen $2^1/_2$ Hühner. Außerdem kamen dazu die halben Einnahmen aus einem Gütlein zu Fach am Kocher, das im Ganzen 5 ℔ 5 ß 2 Herbsthühner abwarf, und die geringen Einkünfte aus 2 Gütlein zu Lindach (Beilage 13 und 14). 1707 berechnet Eustachius Jeger in seiner Gamundia Rediviva S. 78 das Einkommen der Veitspfründe auf 33 Gulden 56 Kreuzer und der mit ihr vereinigten St. Andreaspfründe auf 130 Gulden, 4 Malter Dinkel und für Messen 5 Gulden 44 Kreuzer. Dem entsprechend war auch die Veranlagung zur Dekanatssteuer gering. Sie betrug für St. Veit nach dem „Handbuch der Dekane" 1518 jährlich 1 Gulden, 1 böhm. und 4 Heller. Sämtliche Geistliche in hiesiger Stadt bezahlten im selben Jahre 29 Gulden 1 Pfund 4 Heller. Das kleine Einkommen brachte es mit sich, daß die Veitskaplanei öfters unbesetzt, vacierend, war (siehe Regesten!), oder mit anderen Pfründen

verbunden wurde, so 1549 mit St. Peter in der Johanniskirche (Reg. 446), seit 1600 dauernd mit St. Andreas.

Ursprünglich bildete St. Veit eine eigene Pflege. 1414 (Reg. 411) sind Krafft Rouber und Hans Schöffel als Pfleger genannt. Spätestens 1547 wurde St. Veit der größeren St. Leonhardspflege eingegliedert. In diesem Jahre (Reg. 443) verrechnet diese Pflege für St. Veit eine Einnahme aus dessen Pfründhaus. Es ist bezeichnend, daß die St. Veitspflege nicht mit der Pfarrkirchenpflege vereinigt wurde, was auf eine Selbständigkeit gegenüber der Pfarrkirche schließen läßt. Von nun an wird das Geschäftliche für St. Veit von St. Leonhard abgewickelt. Leider sind die Ausgaben für die von St. Leonhard verwalteten Kapellen in den Jahresrechnungen meistens nicht getrennt, sondern in einer Gesamtsumme genannt, so daß es oft unmöglich ist, festzustellen, was für St. Veit ausgegeben wurde.

Von den Verpflichtungen der Pfründinhaber erfahren wir wenig. 1537 März 12 (Reg. 433) wird Michael Leyrer, genannt Rechberger, von Bm. und R. als Kaplan auf St. Veit verpflichtet. Er schwört den üblichen Diensteid und gelobt wie die anderen Kapläne:

1. Die Pfründe in eigener Person zu versehen.
2. Ohne Erlaubnis des Magistrats bei keiner anderen Pfründe und auch sonst nicht einen Dienst anzunehmen, damit der eigenen Pfründe kein Abtrag geschehe.
3. Er darf die Pfründe weder tauschen noch niederlegen, auch nicht durch päpstliche oder andere Erlaubnis.
4. Die Einkünfte dürfen nicht vermindert oder verändert werden, sondern die alten Rechte, Gülten und Güter sind zu bewahren.
5. In Sachen, die weltliches Recht berühren, darf nur das Stadtgericht in Anspruch genommen, und niemand darf mit geistlichem Recht oder Bännen beschwert werden.
6. Der Pfründinhaber hat stets für das Wohl der Stadt besorgt zu sein.
7. Er hat wie andere Kapläne den Pfarrer auf Verlangen bei Kreuzgängen und Gottesdiensten zu unterstützen.

Eine eigenartige Verpflichtung ist dazu aufgenommen. Er verspricht: „Ich soll auch die Orglen in unser lieben Frawen und sant Johansz pfarrkirchen mit orglen schlagen versehen on alle belonung und ob etwas mangel daran wer, das ich wenden mecht, des soll ich auch getrewlich machen, ob ich es aber nit selbst machen kunt, so soll ich ain solliche den pfleger be der obgemelter pfarrkirchen anzeigen."

Von einer Verpflichtung gegen seine Pfründe aber ist keine Rede. Diese erfahren wir durch gelegentliche andere Einträge. In der Gruft wurde während der Fastnacht täglich um 10 Uhr eine hl. Messe gelesen. Franz Xaver Debler schreibt (um 1780) S. 247: „In der Gruft werden auch heute noch Messen gelesen, meistens Seelenmessen." Dasselbe berichtet Rink in seiner Chronik und fügt bei: „Auch in der eigentlichen Kapelle scheint anfangs kein regelmäßiger Gottesdienst abgehalten worden zu sein". Erst 1672 (Reg. 458) vermacht Bm. Burkhart Mößnang die Mittel für eine wöchentliche Messe. Dominikus Debler schreibt, daß in St. Veit keine tägliche Messe gelesen wurde, sondern nur „öfters Messen".

Um in der Gruft Messen lesen zu dürfen, mußte immer wieder beim Bischof um Erlaubnis nachgesucht werden. Die Jahresrechnung 1709 S. 62 enthält eine Ausgabe von einigen Gulden „für die Erlaubnis, in der Gruft auf einem Por-

tatile Messe lesen zu dürfen" und 1716 S. 62 ist vermerkt, „für die Lizenz, innerhalb von 7 Jahren in der Gruft Messen lesen zu dürfen, werden 1 Gulden 20 Kreuzer bezahlt." Der Gruft war auch ein eigener Ablaß verwilligt worden. 1702 (IR. S. 62) werden dem Dekan als Taxe für den Ablaßbrief in der Gruft 4 Gulden bezahlt, und 1710 verzeichnet die Jahresrechnung S. 62 wiederum, „für die Erneuerung der päpstlichen Bulle wegen des Armenseelen-Ablasses in der Gruft werden nach Augsburg bezahlt 4 fl 10 kr." Für den Gottesdienst im oberen Kirchenraum stiftete Stadtpfarrer Benedikt Storr einen Kelch mit dem Bildnis des hl. Veit. Er trägt in Latein die Umschrift: „Diesen Kelch stiftete in Frömmigkeit für die St. Veits-Kapelle Benedikt Theodor Storr D. der Gottesgelehrtheit, Dekan und Pfarrer in Gmünd, im Jahre 1736. Ich weiß nämlich, wenn wir gestorben sind, werden wir weiterleben, 2. Tim. 2. 11.." Der Kelch trägt das Goldschmiedszeichen FTL, das ist Franz Thaddäus Lang zu Augsburg und befindet sich heute in der Johanniskirche.

Alle Sonn- und Feiertage wurde — seit etwa 1770 von den Kapuzinern — von 12—13 Uhr Christenlehre zu St. Veit gehalten. Früher scheint dazu die Johanniskirche benutzt worden zu sein. Für die Christenlehre werden jährlich von der Pflege 10 fl für „Kinderlehrware" ausgegeben. Es handelt sich um Rosenkränze, kleine Büchlein, Bilder auf Papier und Pergament und dergleichen. Die Ware wurde aus Augsburg bezogen und unter die Kinder verteilt.

Nachweisbar hatte St. Veit seit 1400 einen Kaplan (Reg. 408). Zur Ausstattung seiner Messe gehörten nach dem „Register der Zinsen, Gülten und Zubehörden der Messen und Gottesgaben, die die Stadt Gmünd verleiht", (kurz nach 1400) S. 29: „2 Meßgewänder, 1 Kelch, 1 Meßbüchlein, „da standen besondere Messen inne", 1 gemaltes Lädlein mit einem goldenen Corporale und 2 Monstranzen und der Winterteil eines Zeitstücks" (Breviers).

Auch ein eigenes Pfründhaus ist schon frühe nachweisbar. Im Jahre 1531 gestattete der Bischof von Augsburg dem Rat, 3 Jahre die Gült von der Veitspfründe einzunehmen, einen Teil davon dem sie versehenden Geistlichen zuzuweisen und den Rest zum Bau eines Pfründhauses zu verwenden (Klaus Kirchliches 42). 1540 (Reg. 437) verkauft Jakob Madler sein Haus beim Seelhaus an die Pfleger der Veitskapelle um 76 fl und Abtretung ihres Pfleghauses am Dirlensteg. Im selben Jahre (Reg. 438) übergibt Michael Leyrer, Kaplan von St. Vitus, an Madler einen Schuldschein über 35 fl für den Rest des Kaufpreises. Dieser wird dann 1543 (Reg. 438) von Sebastian Schreiber, Kaplan von St. Vitus, vollends bezahlt. Unter den Einnahmen der Leonhardspflege ist 1547 vermerkt: St. Veitskaplanei aus dem Pfründhaus, das „Stieglein" genannt, 6 ß. Ein Haus „auf dem Stieglin" ist 1389 in der Barfüßergasse genannt. (UÄSp. Reg. 131). Sollte damit ein altes St. Veits Pfründhaus gemeint sein?

Bei Einrichtung des Kanonikats 1762 wurde aus den Pfründen St. Veit und St. Andreas das 4. Kanonikat geschaffen und der allgemeinen Stadtseelsorge eingegliedert; 1806 wurde indeß diese Kaplanei wieder aufgehoben.

Ursprünglich hatte St. Veit auch seinen eigenen Mesner. Doch wurden seine Arbeiten später dem Pfarrmesner und dann demjenigen von St. Johann zugeteilt. 1700 meldet die Jahresrechnung für den „Pfarrmesner von St. Veit" eine Ausgabe von jährl. 16 fl; 1795 sind für „den Mesner von St. Veit" nur noch 2 fl 46 kr ausgestellt. Die Kapelle wurde im selben Jahre als Magazin beschlagnahmt. Als St. Veit abgebrochen worden war, bittet 1804 der Johannismesner Bernhard Ried-

müller um eine Entschädigung. Er habe bei St. Veit durch Läuten der Glocken für die Sterbenden und bei Begräbnissen jährlich 58 fl verdient. Es wurden ihm nun 8 fl bewilligt.

In St. Veit als einer Kapelle ohne regelmäßigen Gottesdienst, zeigten sich die Gebräuche des Kirchenjahres natürlich nicht in demselben Maße wie bei manchen anderen Kapellen. Sehr feierlich wurde jedoch die Kirchweihe am 15. Juni begangen. Fast den ganzen Morgen wurde Gottesdienst abgehalten. Mittags zogen die Kinder mit Tauben, Hähnchen oder Eiern in der Hand durch die Kapelle. (St. Veit wird oft mit einem Hahn abgebildet). Dieser Brauch soll namentlich gegen „Gichter" wirksam gewesen sein. Die Tauben und die Hähnchen wurden von der vazierenden Pflege angeschafft und nachher unter den Pflegern und dem Stadtpfarrer verteilt. Im Ratsprotokoll 1709 Juni 11 ist zu lesen.: Der Pfarrmesner Franz Herlikofer soll bei St. Veit auf 15. Juni den Altar aufmachen wie von alters her und die Eier mit dem Johannismesner Hans Gfröreisen teilen. Die weltliche Kirchweihfeier war auf die Wirtschaften der Franziskanergasse beschränkt, die damals noch neben der heutigen Franziskanergasse die innere Rinderbachergasse, die Rad-, Kronen- und Marktgasse umfaßte.

Wie in den anderen hiesigen Kapellen wurde es auch in St. Veit im 18. Jahrhundert üblich, die Bildnisse zu bekleiden. Häufig ist in den Jahresrechnungen von der Beschaffung von Gewändern die Rede. So erhielt St. Veit 1767 ein neues gefüttertes Röcklein aus rotem und blauen Damast, mit goldenen Spitzen und Bändeln, um 9 fl 26 kr; 1777 ein neues Hemd um 1 fl 32 kr. 1796 hat man das Bildnis von St. Veit ganz neu kleiden lassen. Dazu wurden weiße Spitzlein zum Einfassen der Kleider, weißer Atlas zum Kleid und seidenes Unterfutter verwandt. Reiche Stickereien kamen noch dazu. Die Seelschwestern berechneten dafür alles in allem 14 fl 2 kr.

Der Besuch von St. Veit war nicht groß. Dominikus Debler schreibt 1803 (Bd. V, 175): „St. Veit wurde niemals stark besucht". Es kann sich allerdings nicht mit St. Josef oder Herrgotts-Ruhe messen, doch übertrifft es weit etwa St. Georg oder St. Theobald. Das ergibt sich aus den gefallenen Opfern. (In Klammern die Opfer aus sämtlichen St. Leonhard unterstellten Kapellen). Sie betrugen:

1700 = 11 fl 15 kr (112 fl 23 kr)		1770 = 17 fl 40 kr (183 fl)
1729 = 22 fl 2 kr (105 fl 52 kr)		1790 = 11 fl 41 kr (123 fl 38 kr)

Ergänzend sei noch aufgeführt, daß sich neben der Veitskapelle der Friedhof für Selbstmörder befand. Es war dies eine Gnade für diese Unglücklichen; denn sie ruhten in geweihter Erde und wurden nicht wie andere auf dem Schinderwasen oder in einem Walde verscharrt.

Überblicken wir die Geschichte der Veitskapelle, so ist es sehr zu beklagen, daß dieses Kirchlein abgebrochen worden ist, und daß nicht wenigstens 1899 die noch vorhandenen Überreste genau untersucht worden sind. Manches Rätsel aus dem Urbeginn unserer Stadt hätte vielleicht gelöst werden können. Dominikus Debler klagt 1803 (Bd. VI S. 195) beim Abbruch der Kapelle: „So ist St. Veit, die erste Kirche, ein Klösterlein, auch als erste abgebrochen worden. Es ist schade dafür. Der gemeine Mann hält sich darüber auf und glaubt, es sei böse gehandelt", und er hat recht.

II. Kapellen, die nicht St. Leonhard unterstellt waren

10. Die Dreifaltigkeitskapelle

An der Straße nach Unterbettringen erhebt sich rechter Hand ganz in der Nähe der Brücke über den Waldstetter Bach der bescheidene Bau der Dreifaltigkeitskapelle. Sie wurde 1693 erbaut und im folgenden Jahre eingeweiht. Die Veranlassung zum Bau gab ein Ereignis, das sich bis heute in der Überlieferung noch lebendig erhalten hat.

Nach dieser soll sich Abraham Franz, ein angesehener Bürger und Ratsherr, daneben ein leidenschaftlicher Jäger, trotz der Abmahnung seiner Frau Ursula am Dreifaltigkeitsfest (Sonntag n. Pfingsten) auf die Jagd begeben haben. Lange streifte er in der Gegend bei der Pfeilhalde im Gelände umher, ohne zum Schuß zu kommen. Aus Ärger darüber schoß er nun aufs Geratewohl nach einer Amsel, die eben an ihm vorbeiflog. Der Vogel stürzte, erhob sich aber alsbald wieder in die Höhe und ließ dabei einen Rosenkranz fallen.

Dieses Ereignis machte auf den Jäger einen tiefen Eindruck. Er gelobte auf der Stelle, nie mehr den Sonntag durch Jagen zu entheiligen. Zur Sühne wollte er an dem Ort, wo er den Rosenkranz aufgehoben hatte, zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, welcher der Tag geweiht war, eine Kapelle errichten. Sogleich wurde zur Ausführung des Baus geschritten, der 1694, ein Jahr darauf, eingeweiht werden konnte. Die Kosten der Unterhaltung der Kapelle übernahmen er und die mit ihm verwandten Familien Seybold und Thomas Debler. Später ging die Kapelle an die Balthasar-Debler-Stiftung über, die das ganze angrenzende Gelände erworben hatte.

1759 wurde die Kapelle gründlich erneuert, worauf die Jahrzahlen über den Türen hinweisen.

Auf dem Altar befindet sich ein Bild auf Holz gemalt, das die erzählte Begebenheit darstellt. 1873 wurden die verblaßten Farben erneuert. Ein zweites Ölgemälde von 1693 wurde seiner Größe halber nur am Dreifaltigkeits-Sonntag und zwar im Freien auf einem Altar ausgestellt. Da es im Laufe der Jahre sehr litt, wurde es 1893 durch ein neues figurenreicheres ersetzt, das von Pfarrer Johann Debler gemalt und gestiftet worden war.

Die Flinte des Sonntagsjägers war lange in der Kapelle aufgehängt, wurde dann aber von der Seyboldischen Familie an einen Jäger verschenkt. Als sich dieser als Wildschütze entpuppte, wurde sie ihm wieder abgenommen und ist seitdem verschwunden. Der Rosenkranz, der in Silber gefaßt wurde, kam in die Kapelle, wurde dort aber entwendet.

Die Predella des alten Altars trug die Inschrift: „Jesus-Maria, Joachim und Anna 1759".

1905 erfolgten wiederum große Erneuerungsarbeiten. Das Dach wurde in Ordnung gebracht, der Außenputz erneuert und 2 weitere Fenster eingesetzt. Auch das Innere wurde wieder sauber hergerichtet, der Altar ausgebessert, die Leuchter und kleinen Schnitzwerke instandgesetzt und von Bildhauer Britsch ein neues Kreuz gefertigt. Die Gesamtkosten betrugen 1 200 Mark. In den Altarschrein wurde eine Blechkapsel mit einer Urkunde eingeschlossen.

Bis zur Jahrhundertwende befand sich in der Kapelle ein romanischer Grabchristus, der dann von Stadtpfarrer Weser erworben worden ist. Dieser vermachte

ihn 1912 der Katholischen Kirchenpflege, die ihn dem Städtischen Heimatmuseum als Leihgabe überließ. (Nach „Gmünder Tagblatt“ 1891 und 1893, beidesmal Nr. 116).

11. Die St. Michaelskapelle

Wie in vielen Orten stand auch hier auf dem Friedhof der Pfarrkirche eine kleine Kapelle und zwar in der Südwestecke, etwa der Einmündung der Augustinerstraße in den Münsterplatz gegenüber. Der Friedhof selbst zog sich der West- und Südseite des Münsters entlang. Die Kapelle war dem heiligen Michael geweiht, dem Patron der Abgeschiedenen, der die „Seelenwaage“ in der Hand hält. In den kirchlichen Gebeten ist er der „Bannenträger, der die Seelen zum hl. Lichte führt“. Dominikus Debler überliefert uns eine flüchtige Zeichnung der Kapelle, nach welcher die Bilder angefertigt worden sind. Das Kirchlein war ein einfacher rechteckiger Bau mit geradem Chorabschluß. In den beiden Längseiten waren je zwei gotische Fenster ausgebrochen, was aber über das Alter der Kapelle wenig aussagt, da die Zeichnung zu ungenau ausgeführt wurde. An der Außenseite des Chores befanden sich zwei Nischen, die durch Läden verschließbar waren. In der oberen Nische sah man einen Ölberg in Stein gehauen, in der unteren ein Armenseelenbild aus Holz geschnitzt. Unter dem Chor befand sich eine Gruft, die auf der Ostseite des Kirchleins ihren Eingang hatte. Über das Gebäude erhob sich ein kleiner Dachreiter mit einem Glöcklein und einem Doppelkreuz. Ein weiteres Doppelkreuz schloß den Dachfirst über dem Chor ab. Längs der ganzen Ostseite, der Pfarrkirche gegenüber, war das „Beinhäuslein“ angebaut, ein offener Schuppen. In seiner oberen Hälfte wurden die ausgegrabenen Schädel aufgeschichtet; der untere Teil war leer. Von ihm führte der Eingang in den Kapellenraum. In der Nähe der Kapelle stand noch das Bahrhäuslein, das der Totengräber zur Ablage seiner Geräte benutzte.

Über Ursprung, Schicksal und Ausstattung vom St. Michael wissen wir sehr wenig. Das Kirchlein wird wohl in den Anniversarien von 1517 bis 1748 (K P) viel erwähnt, aber nur, um die Lage bestimmter Gräber anzugeben. Es herrschte nämlich die Sitte, nach dem „Jahrtag“ das Grab der Verstorbenen, für welchen die Messe gelesen wurde, zu besuchen. Häufig wurden dann von den Überlebenden als Opfergaben Brot und Wein auf das Grab gelegt. Es war daher nötig, die Lage der Gräber genau zu kennen, was bei längst Verstorbenen oft schwierig war. Daher findet man in den genannten Jahrtagsverzeichnissen häufig Bemerkungen wie folgende: „Grab bei Sankt Michaelskapelle, war ein Gerber und ist ein Gerbermesser und ein Kelch auf dem Grabstein“. Doch dies sagt für die Kapelle selbst nichts. Auch die Urkunden schweigen; denn St. Michael hatte keine Pfründe, also auch keinen Kaplan und keine eigenen Pfleger. Er war ganz der Pfarrkirche eingegliedert. Nach verschiedenen Einträgen bei Dominikus Debler las man hin und wieder in der Kapelle Messe. Jeden Donnerstag wurde beim Ölberg eine Andacht gehalten, die besonders am Gründonnerstag stark besucht war. Sonst mag das Kirchlein zwanglos von den Besuchern des Friedhofs aufgesucht worden sein.

Von der Innenausstattung erfahren wir durch denselben Dominikus Debler (5, 923), daß sich in der Kapelle nur ein Altar befand, der dem heiligen Michael geweiht war.

Das Ende der Reichsstadtzeit entschied bald auch das Schicksal der Kapelle.

Unter Führung von Stadtpfarrer Thomas Kratzer faßte auf Drängen der Regierung die hiesige Kirchen- und Schulpflege 1807 den Beschluß, das kleine Gotteshaus abzutragen. In der Jahresrechnung dieser Pflege 1803/04 findet sich im Anhang S. 1159 folgendes Schreiben: „Wir (König Friedrich) haben ... den gemachten Antrag auf Abbruch der Michaelskapelle zunächst der Pfarrkirche und die Einebnung des Friedhofs zu Gmünd angesehen und geben Euch hierauf zu erkennen, daß Wir keinen Anstand finden, den Antrag allergnädigst zu genehmigen.

Stuttgart im Kgl. Kath. Geistlichen Rat den 18. August 1807."

Schon am 19. August 1807 wurde vom Oberamt und der Kirchen- und Schulpflege in der hiesigen Tageszeitung der Verkauf der Michaelskapelle zusammen mit der Einebnung und Pflasterung des Friedhofs ausgeschrieben. Wenige Tage darauf wurde mit dem Abbruch begonnen. Der Ölberg kam in das Münster, ist aber schon längst spurlos verschwunden, wie auch das Armenseelenbildnis, das Glöcklein und der St. Michaelsaltar.

12. Der St. Salvator

Einer der lieblichsten und eigenartigsten Wallfartsorte in Württemberg ist der St. Salvator in Schwäbisch Gmünd, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Über ihn ist schon viel geschrieben worden, so von Rudolf Weser im Archiv für christliche Kunst 1916 S. 39 ff. Diese grundlegende Arbeit wurde auch als Broschüre herausgegeben und erlebte unter dem gleichen Titel „der St. Salvator bei Schwäbisch Gmünd" mehrere Auflagen. Über ihn schrieb ferner Walter Klein „der Erbauer des Salvators und sein Werk" in den Gmünder Heimatblättern 1936 119 ff. und Albert Deibele „Über das Alter des St. Salvators als Kultstätte" in den Gmünder Heimatblättern 1954 Nr. 3 und 4. Ferner erschien von ihm 1954 eine kleine Schrift: „Der Salvator bei Schwäbisch Gmünd", Verlag B. Kraus, Schwäbisch Gmünd. Indem ich mich auf dieses neuere Schrifttum berufe, kann ich mich kurz fassen.

Ausgangspunkt aller Arbeiten über den Salvator ist und bleibt die Schrift des Dr. Leonhard Friz, Syndikus der Reichsstadt, geboren um 1570, mit dem Titel: „Beiläufige Beschreibung des Eppersteins oder Salvators", geschrieben um 1620 mit späteren Ergänzungen. Davon haben sich in der Kath. Kirchenpflege und im hiesigen Stadtarchiv frühe Abschriften erhalten. Dazu gehört eine große Tafel in der oberen Kapelle des Salvators, welche in einzelnen Bildern den Zustand des Salvators vor und nach seiner Umgestaltung durch Kaspar Vogt festhält. Sie ist 1622 wohl im Auftrag der Stadt durch den begabten Maler Christoph Friedel gefertigt worden.

Friz berichtet, daß in seiner Jugend auf dem Salvator, damals Epperstein oder Nepperberg genannt, sich ein Heiligtum befunden habe, das aus dem anstehenden Fels in einer Höhle herausgehauen war. Es stellte eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes dar, von der aber die Marienfigur verloren gegangen war. Der Ort sei damals „liederlich, verlassen und wüst" gewesen. Da erbarmte sich des Heiligtums der Gmünder Heinrich Pfennigmann, der als Geistlicher in Sulzfeld am Main wirkte. Er vermachte 1616 in seinem Testament zur „Reparierung des Eppersteins" 200 fl. Die Stadt beauftragte ihren hochbegabten Kirchenmeister Kaspar Vogt mit den Wiederherstellungsarbeiten. Vogt begann sofort

mit der Arbeit und suchte das Vorhandene nach Möglichkeit zu erhalten. Er wandte sich zunächst der unteren Höhle mit der Kreuzigungsgruppe zu, ergänzte das Marienbildnis und überarbeitete leider die beiden noch vorhandenen alten Figuren. Die Felsenlöcher wurden teilweise zu Türen und Fenstern erweitert, der Innenraum vergrößert und zu einer kleinen überaus stimmungsvollen Kapelle umgestaltet. Da Vogt das Vorhandene schonen wollte, erhielt sie eine unregelmäßige Form. Danach schuf er seit 1621 aus dem anstehenden Gestein eine zweite, über der unteren liegenden Kapelle und verzierte den Fels an seiner Außenseite mit köstlichem Bildwerk. Seine Meisterleistung vollbrachte er jedoch in dem figurenreichen Ölberg der oberen Kapelle, der ebenfalls aus dem Fels herausgehauen wurde. Es entstand ein künstlerisch hochstehendes Werk zwischen Gotik und Renaissance stehend. Walter Klein schreibt darüber begeisterte Worte, besonders über die Christusfigur (Gmünder Heimtbl. 1936 S. 121): „In der Gestalt des Erlösers hat Vogt sein Bestes gegeben; sie ist erfüllt von wahrhaftem Adel mit künstlerischer Größe, wie sie diese Zeit der Äußerlichkeiten in der Kunst sonst nicht kennt". Als die Kapellen fertiggestellt waren; wurde dem Fels ein Glockentürmlein aufgesetzt. Dieses wurde bald durch einen prächtigen im Achteck erbauten stattlichen Turm ersetzt, der im Westen beiden Felsenkapellen angefügt wurde. Noch etwas später wurde die obere Kapelle gegen Osten durch einen Vorbau erweitert und das Werk durch ein großes zweiteiliges Dach zu einer Einheit, wie zu einer stattlichen Kirche, zusammengefaßt. Durch den Anbau mußte der Altar der oberen Kapelle, der früher die Ostwand schmückte, durch einen neuen an der Westwand ersetzt werden. Da jedoch der alte Altaraufsatz aus dem Fels gehauen war, verblieb er auf seinem Platze. Der neue Altar der oberen Kapelle erhielt 1813 ein sehr schönes Bild eines unbekannten Meisters, die 7 Schmerzen Mariens darstellend. Es trägt die Jahreszahl 1536 und stammt aus der abgebrochenen St. Veitskapelle. Um dieselbe Zeit stellte man in die Vorhalle den gotischen „Palmesel" auf. Zur Reichsstadtzeit war er jeden Palmsonntag durch die Metzger in feierlicher Prozession von der Pfarrkirche zur Spitalkirche und wieder zurück geführt worden.

1780 erhielt der Turm zu den schon vorhandenen Glocken eine neue aus der Werkstatt von Josef und Nikolaus Arnoldt in Dinkelsbühl. Sie ist 54 cm hoch und hat einen größten Durchmesser von 17 cm. Auf dem Schulterrand verläuft ein Friesband aus liegenden Akanthusranken. Außerdem zeigt die Glocke ein Kruzifix und ein Muttergottes-Bild zwischen zwei Engelsköpfen. Zwischen 1621 und 1630 schuf Kaspar Vogt auch 5 bis 6 Bildstöcke, die entlang dem „Kreuzweg" zu der Kapelle empor aufgestellt wurden. Leider ist nur ein einziger von ihnen vollständig erhalten geblieben.

Von 1737 ab wurden zwischen die Bildstöcke kapellenartige Häuschen mit Darstellungen aus dem Leidenswege Christi gebaut. Die lebensgroßen Figuren sind meistens recht derb und in Haltung und Gesichtsausdruck übersteigert. Die Meister sind unbekannt. Die Kapellen waren ursprünglich rechteckig mit offener Vorderwand. 1789 begann Bürgermeister Egidius Beitz mit dem Umbau dieser Kapellen zu kleinen kuppelförmigen Tempelchen, wie sie heute noch zu sehen sind.

Da der Salvator eine große Menge Andächtiger herbeilockte, übertrug man 1644 den hiesigen Kapuzinern die Betreuung der Wallfahrt, namentlich den Predigtdienst. Im folgenden Jahrhundert wurde die dortige Seelsorge neu geregelt. 1740 stiftete Bürgermeister Johann Georg Stahl ein Kapital von 7 000 fl

zur Errichtung eines Benefiziates für seinen Sohn Franz Ignaz, das nach dessen Tod, wenn möglich, auf ein Angehöriges der Familie Stahl übergehen sollte. Als Benefiziathaus wurde ein Gebäude auf dem Türlensteg bestimmt. Dieses sog. Stahl'sche Benefiziat wurde erstmals 1772 durch den genannten Franz Ignaz Stahl besetzt. Schon 1770 hatten die Eheleute Georg und Theresia Debler ein zweites Benefiziat, das sog. Debler'sche, auf dem Salvator gestiftet. Das Stiftungskapital betrug 12 000 fl. Mit weiteren 3 000 fl wurde durch den begabten Baumeister Johann Michael Keller neben der oberen Kapelle ein prächtiges Kaplaneihaus im Rokokostil erbaut.

Im 19. Jahrhundert ging das Vermögen der Salvatorpflege an die Kirchen- und Schulpflege über, die nun für sämtliche Bedürfnisse des Wallfahrtsortes aufzukommen hatte. Da durch die Geldentwertung das Einkommen für 2 Kapläne zu gering wurde, legte man 1830 die beiden Benefizien zusammen, die nun einen hauptamtlichen Kaplan erhielten. Da die Geldentwertung weiter fortschritt, wurden diesem zur Aufbesserung seines Gehalts nebenamtliche Aufgaben zugewiesen, so die Betreuung der katholischen Strafgefangenen in Gotteszell. Kaplan Ludwig Zimmer übernahm im 20. Jahrhundert dazu noch die Stelle eines Superiors bei den Schwestern der Ewigen Anbetung im Canisiushaus in Schwäbisch Gmünd. Seit etwa 20 Jahren wird die Seelsorge auf dem Salvator durch pensionierte Geistliche oder aushilfsweise durch die benachbarten Pallottinerpater ausgeübt.

Gleichzeitig mit dem Ausbau des Salvators 1622 wurde an der Westseite der unteren Kapelle für einen Einsiedler auch eine Klause aus dem Felsen gehauen. Der Klausner hatte die Heiligtümer zu überwachen und bei Gottesdiensten dem Geistlichen zu dienen. Leider ist diese Klause bis auf kleine Reste zerstört worden. Im 18. Jahrhundert wurden Mesner angestellt und für sie ein geräumiges Wohnhaus erstellt.

In württembergischer Zeit drohte dem Salvator längere Zeit die Stillegung der Wallfahrt. Doch der Widerstand der Bevölkerung war nicht zu brechen. Auch war zu befürchten, daß die noch lebenden Angehörigen der Stifter die Stiftungsgelder zurückverlangen würden. Man begnügte sich daher mit Drosselungen des Gottesdienstes und der Wallfahrten. So war nach Anordnung von Dekan Wildt vom 5. November 1830 auf höhere Anweisung dem Salvatorkaplan nur erlaubt, täglich um 8½ Uhr eine stille Messe zu lesen. Streng verboten war das Beichthören und die Austeilung der Kommunion, wie auch eine Segnung vorzunehmen, „sie möge Namen haben, welche sie immer wolle." Nachmittags und abends durfte weder vom Kaplan noch sonst von jemand eine laute Andacht gehalten werden. Ebenso verboten war es, an Sonn- und Feiertagen auf dem Salvator Gottesdienst zu halten. Als die Wogen der Aufklärung verbrandet waren, kehrten seit etwa 1840 die alten Verhältnisse wieder zurück.

Bis zum heutigen Tag bildet der Salvator immer noch, besonders zur Fastenzeit, das Ziel vieler Wallfahrer.

Zu dem Ölberg in der Felsenkapelle des St. Salvators

(Hermann Kissling)

„Als man zalt 1620 habe ich Caspar Vogt Steinmetz und Kirchenmaister dise Capelen gemacht". Unter seinem Steinmetzzeichen im Meisterschild bringt der Erbauer des Salvators diese Inschrift an der Innenwand des oberen Kapellenraums

an, den er aus der anstehenden mächtigen Stubensandsteinwand herausgemeißelt hat. Nicht nur Pfeiler und Gewölberippen, auch Schlußstein und Wandepitaph sind nichts Hinzugetanes, sondern aus dem Fels herausgeschält. Man mag das absonderlich, auch geschickte Handwerksarbeit nennen, wenn Vogt nicht mehr und Überraschendes zu zeigen hätte: Die figurenreiche Szene des Ölberges, die er ebenfalls dem Fels abgerungen hat. Der Zeitgenosse Vogts, Dr. Leonhard Friz, steht schon bewundernd vor diesem Werk: „... alle Bildnis im Garten (Gethsemane) sind so schön der Natur nach lebensgroß sampt anderen Behändigkeiten, daß ein Lust, solches anzuschauen, und solchem nichts ermangelt als das Leben." Noch schmeichelhafter mag für den Meister das Lob Kaiser Ferdinands III. gewesen sein, der den Salvator am 9. Juli 1636 besuchte und angesichts des Ölbergs geäußert haben soll, noch niemals sei ihm dergleichen vor Augen gekommen.

Caspar Vogt fügt in seinem Ölberg zwei Gruppen, die ein frei in der Mitte aufragender Baum mehr trennt als verbindet, zu einer Ansicht zusammen. Links sind die Soldaten von Judas Ischariot geführt in den Garten eingedrungen. Sie scheinen einen Augenblick vor dem Bild der schlafenden Jünger und ihres betenden Meisters zu verharren. Dessen Antlitz und Seele indessen bleibt ganz dem Engel zugewandt, der aus einer Wolkengirlande heraus Kreuz und Kelch zeigt.

Nicht so sehr die Zeittracht der Soldaten, als vielmehr das Thema dieses Werkes überrascht. Die Passionsdarstellungen, die am Ende des Mittelalters so häufig verlangt waren, vor allem die Ölberge an den Kirchen und auf den Friedhöfen, beschäftigen den Renaissance-Künstler selten. Im späteren 16. und beginnenden 17. Jahrhundert hat „nur eine provinzielle Bevölkerung mit altertümlicher Gesinnung diese Themen mitunter dargestellt gewünscht" (Dehio). Es wundert daher nicht, daß Vogt dort anknüpft, wo die Bildtraditionen nach einem fast unvergleichlichen Höhepunkt unterbrochen worden waren. Er nimmt also spätgotische Symbolfiguren und von Dürers großen Eisenradierung (1515) das Baummotiv auf. Die moderne Kostümierung ist dabei eines der Mittel, Altes aufzufrischen. Formengeschichtlich bedeutsamer erscheint sein Versuch, den Raum übersichtlich zu staffeln und die Ereignisse in den einzelnen Raumzonen zu parallelisieren. Die Soldaten drängen nicht im Mittelgrund durch das Gartentor, wie es die Dürer-Zeit noch sah, sie sind ganz vorgerückt und dem Betrachter so nah wie Christus. Die Gethsemane-Szene gewinnt dadurch weder an Gehalt noch an Dramatik, im Gegenteil, sie wird nur übersichtlicher und anschaulicher. Der Gewinn einer neuen Kunstanschauung muß stets mit irgend einem Verlust erkauft werden.

III. Verzeichnisse

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen)

1a. Orte

Schwäbisch Gmünd

1b. Personen

(Bei auswärtigen Personen ist mit Möglichkeit der Heimatort angegeben)

2. Veröffentlichungen über die Kapellen

Gradmann, Robert: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg Jagstkreis I und Nachtrag um 1905

Keppler, Paul Wilhelm: Württembergs Kunstaltertümer 1888

Weser, Rudolf: Gmünder Kapellen. Schwäb. Heimatbuch 1913 S. 65. Die abgegangenen Gmünder Kapellen. Gmünder Heimatbl. 1928 Nr. 2 ff.

Schneider, Max: Kapellen in Württemberg 1934

Oberamtsbeschreibung von Gmünd 1870

St. Leonhard:

Weser, Rudolf: Die St. Leonhardskapelle in Gmünd. Kirchl. Anzeiger für die kath. Stadtpfarrei Gmünd. 1907 Nr. 29 ff.

Seehofer, Josef: Die Friedhofskapelle zum hl. Leonhard. 1969

Weser, Rudolf: Josef Wannenmacher. Archiv. f. christl. Kunst 1907, Nachträge 1909

Herrgottsruh-Kapelle:

Mager, Engelbert: Drei Denkmale in Schwäbisch Gmünd. 1923

St. Josef:

Klein, Walter: Der Marientod in der Josefskapelle. Gmünder Heimatbl. 1934, S. 100 ff.

St. Nikolaus:

Schneider, Max: Das 3 Königsbild an der Grät. Gmünder Heimatbl. 1959, Seite 43 ff.

Riesenkapelle:

Weser, Rudolf: Die Riesenkapelle. Gmünder Heimatbl. 1936, Seite 124

St. Salvator:

Weser, Rudolf: Der Salvator in Gmünd und sein Erbauer. Arch. f. chr. Kunst 1916
Der Salvator in Schwäbisch Gmünd, 1919. 3. Aufl. 1925

Klein, Walter: Der Erbauer des Salvators Caspar Vogt und sein Werk. Gm. Heimatbl. 1936, Nr. 8 ff.

Deibele, Albert: Der St. Salvator, seine Geschichte und Beschreibung. 1954
Über das Alter des Salvators als Kultstätte. Gmünder Heimatbl. 1954, Seite 17 ff.

Bildnachweis

Von den Bildern sind die meisten dem Bildarchiv des Stadtarchivs entnommen. Die Risse entstammen dem Werke von Dr. Max Schneider: „Die Kapellen in Württemberg" 1934. Die Bilder Nr. 1, 13 und 30 sind mit Erlaubnis dem Werke Richard Schmidt, Schwäbisch Gmünd, Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner, Deutscher-Kunstverlag entnommen. Die Umzeichnung der flüchtigen Skizzen von Dominikus Debler besorgte Alois Baumhauer Schwäbisch Gmünd. Den Rest der Aufnahmen verdanken wir Adolf Schuster beim Stadtmessungsamt Schwäbisch Gmünd, dessen Leiter OVR Burz unsere Arbeit stets unterstützte. Allen Beteiligten meinen herzlichsten Dank.